P. o. germ.
870
e

P. o. germ.
870 e

Loewen

[illegible]

P.O. germ.
870e (Längm)

Götter- und Heldengespräche.

Neue, vermehrte Auflage.

Hamburg,
gedruckt und verlegt von Michael Christian Bock.
1765.

4 X.
256 B

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Schreiben
an den Hrn. General-Lieutenant
von Chassot.

Mein Herr,

Weder in der Sprache eines Clienten an seinen Mäcen, noch in dem gewöhnlichen Tone der Zueignungsschriften, sondern als ein Freund der schönen Wissenschaften, und als ein ehrlicher Mann wiedme ich die gegenwärtigen Gespräche gleichfalls einem Freunde dieser Wissenschaften und einem ehrlichen Manne. Wenn man mich gleich einer kleinen Eitelkeit bey diesem Vorsatze beschuldigen möchte: so will ich doch **Ihnen**, als einem Franzosen, der auch die Meisterstücke der Deutschen kennt und liest, lieber einige Blätter zueigenen, als manchem Edelmanne in Deutschland, der die witzigen Schriften der Franzosen obenhin versteht, aber gegen die Arbeiten seiner

eigenen Nation eine hochmüthige Verachtung äußert. Sie, mein Herr, leben schon so lange in Deutschland, daß Ihnen dieses unmöglich unbekannt seyn wird. Sie wissen, daß man bey uns gewohnt ist, den blendenden Witz Ihrer Nation aller wahren Schönheit und Gründlichkeit vorzuziehen. Aber Sie wissen auch, daß, wenn der Witz den Adel nicht beschimpft, die Wissenschaften ihm ein Ansehen geben, das glänzender und verdienstvoller ist, als Ahnen und Rittergüter. Wenn ich Ihr Landsmann, oder ein Engelländer wäre: so würde ich, ohne ausgelacht zu werden, behaupten, daß eine einzige Scene in den Tragödien des Voltaire mehr gelte, als alle Poësies galantes, und daß ein einziger Vers in Popens Essay on Men allem glänzenden Witze des Wallers unendlich weit vorzuziehen sey. Sie haben Umgang und Erfahrung, und Sie werden finden, daß meine Landesleute ganze Seiten aus dem Theatre Italien und aus so vielen Memoires und Recueils

cueils wissen, aber nicht einen einzigen Perioden des Premontval recht verstehen, und Rousseau, den Bürger und Philosophen nicht so gut kennen werden, als Rousseau den Flüchtling und Versemacher. Sie wundern sich vielleicht, daß ich Ihnen keinen deutschen Schriftsteller nenne, da ich der Belesenheit der Vornehmsten unter meiner Nation erwehne. Aber die deutsche Sprache ist nun einmal zu rauh und unbiegsam, als daß die Sprache der Zärtlichkeit und des Witzes ihr Werk seyn könnte. Es ist dieses zwar ein bloßes Vorurtheil: aber wer kann wider die Gewalt desselben? Unsere besten Schriftsteller in Deutschland mögen diese Meynung noch so schön widerlegt haben; unser Adel wird doch lieber ein mittelmäßiges französisches Gedicht, als einen Gesang im Zachariä lesen, und allemal ein schlechtes französisches Chanson den liebenswürdigen Liedern des Gleim vorziehen. Ich weiß es, mein Herr, Sie lesen nichts lieber, als die schönen Oden des Horaz; denn

Ihr Genie versteht die Sprache der Römer eben so gut, als Ihr Herz die Tapferkeit dieser Nation besitzt. Aber lesen Sie einmal eine Ode aus den Werken unsers Herrn **von Hagedorn**, und urtheilen Sie hernach: ob die deutsche Nation wirklich unfähig sey, in dem, was wir eigentlich **Schön** nennen, Meisterstücke zu liefern.

Ich habe die Meynung des Herrn **Hume**, eines Engelländers, der mit der tiefsinnigsten Untersuchung den lebhaftesten Vortrag verbindet, immer für wahr gehalten, wenn er den Ursprung der höhern Wissenschaften den Republiken, und den Ursprung der schönen Wissenschaften den Höfen zuschreibt. Hiemit stimmet das genau überein, was Herr Sulzer in seinen Pensées sur l'origine et les differens Emplois des sciences et des beaux arts sagt: daß die erstern von der Bedürfniß, und die letztern von dem Vergnügen erzeuget worden. Sie sehen vielleicht den Schluß schon zum voraus, den man hier machen kann.

Wenn

Wenn die Höfe, als der Sitz der Zärtlichkeit und der feinen Künste, den Grund zu den schönen Wissenschaften geleget haben; so müßten sie auch billig auf ihre Erhaltung bedacht seyn. Und ich wette, mein Herr, wenn unsere Deutschen Höfe so viele Colberts hätten, als in den neuern Zeiten Frankreich gehabt hat; unsere Nation würde gewiß mehr seyn aufgemuntert worden, und schon viel früher, als erst itzt, angefangen haben, es den Ausländern in allen Arten der Wissenschaften gleich zu thun.

Allein, was hilft es, alles dieses anzuführen? Man kann eine Sache noch so gut beweisen, und den Mangel derselben doch nicht ersetzen. Ich will dahero auch aufhören, Sie weiter zu ermüden. Sehen Sie diese Zuschrift lediglich als ein offenherziges Bekenntniß an, das ich im Namen aller meiner Mitbrüder, der Autoren, gewagt habe. So gewiß es ist, daß ich mir niemals durch Zuschriften einen Mäcen erkaufen werde: so gewiß bin ich versichert, daß Sie, ohne alle üble Bedeu-

tung, die der Eigennutz diesem Namen gegeben, ein wahrer Mäcen aller Wissenschaften sind, und nicht nur gegen Ihre eigene witzige Nation, sondern auch gegen diejenige, die die Geheimnisse der alten Barden bis zum Erstaunen ergrübelt, und in den erhabensten Gesängen unnachahmliche Meisterstücke geliefert hat, ja sogar selbst gegen die meinige, die ohne alle Unterstützung und Hülfe die Nacht der alten gothischen Barbarey zu vertreiben, und heiterer zu denken sucht, eine gleiche Freundschaft und Zuneigung hegen.

Ich bin mit der größten Hochachtung für Ihre Verdienste und für Ihr Herz

Ihr

Schwerin,
den 5 Sept. 1758.

gehorsamster Diener,
Johann Friederich Löwen.

Vorrede.

Ich gestehe recht gerne, daß ich mir durch den Versuch in dieser Art des Witzes den völligen Beyfall meiner Leser wünsche. Ich bin zwar nicht so stolz, ihn mir mir sicher zu prophezeihen; aber auch nicht so demüthig, ihn zu erbetteln. Genug, wenn ich mich des Vorwurfs nicht schuldig gemacht, daß ich mit zu wenig Achtung für das Publicum geschrieben habe. Wenn ein Schriftsteller von dieser Seite gesichert ist; so darf er sich von der Billigkeit der Critik alles versprechen. Die schönen Muster, die wir bey andern Nationen in dieser Art des Witzes antreffen, und woran es der unserigen größtentheils noch fehlet, haben mich auf die Gedanken gebracht, diese Gespräche herauszugeben. Ist es mir erlaubt, noch eine wichtigere Ursache anzuführen, so soll es diese seyn: Die Moral, die Hauptabsicht eines jeden Schriftstellers, kann verschie-

dene

dene Gestalten annehmen, und es paßt ihr auch ein jedes Kleid, wenn nur der Zuschnitt desselben von Meisterhänden gemacht ist. Das Gewand der Fabel ist von je her ihr vortheilhaftester Schmuck gewesen; und sie hat in dieser Tracht sicher, selbst in der Begleitung der Satyre, die die meisten doch so sehr fürchten, erscheinen und predigen können. Die verschiedenen Gestalten, die man der Moral gegeben, erforderten auch einen verschiedenen Vortrag, und man fand schon Mittel, ihre trocknen Wahrheiten unter den liebenswürdigsten Bildern vorzustellen, und sie selbst dadurch den Menschen liebenswürdig zu machen. Die Gespräche, in welchen man Götter oder Helden, oder auch Verstorbene aufführt, sind eins von den glücklichsten, und gewiß von den sichersten Hülfsmitteln, die Tugend verehrungswürdig abzubilden. Man weiß, wie viel Gewalt die wahre Satyre über das menschliche Herz hat, aber man weiß auch, wie nachtheilig sie oft dem redlichsten Schrift-

steller werden kann. Wie viel gewinnet also der Autor bey dieser Wahl des Vortrages, wenn er nicht selbst die Tugend prediget, oder Personen nach dem Leben characterisiret. Ich sollte denken, daß er wenigstens vor den Anfällen derer sicher bliebe, die in jedem Zuge, den man entwirft, ein gewisses Original suchen wollen, wovon sie doch gemeiniglich selbst die erste Copie sind. Wie viele Behutsamkeit muß derjenige nicht gebrauchen, der einen Heuchler nach dem Leben schildern will? Entwirft er ein Gemählde, und nennt dasselbe Cleont oder Ergast; sogleich weiset eine Menge mit Fingern auf den entlarvten Cleont oder Ergast, von dem doch der Schriftsteller kaum nur einen einzigen Strich geborget, und die übrigen Züge seines Gemähldes von hundert andern entlehnet hat. In den Gesprächen fallen dergleichen namhafte Charactere weg, und ich hoffe folglich einer Beschuldigung von der Art, die meinem Herzen gewiß wehe thun würde, sicher zu entgehen. Man wird sich wenigstens

nicht an mich, sondern an die Götter oder an die Personen halten müssen, in deren Munde man die Satyre antrifft, wenn sich jemand wider Vermuthen beleidiget finden sollte. Moliere hatte zu seiner Zeit wegen seines Tartufs einen langweiligen Verdruß, weil sich ein mächtiges Original zu seiner Copie fand; und ich möchte um alles in der Welt keinen Heuchler so kühn geschildert haben, als der bekannte Verfasser der Epitres diverses in dieser Stelle gethan hat:

Qu'on me montre un devot, qui ne
soit pas lascif,
Fourbe, avare, orgueilleux, ingrat,
vindicatif.

Epitr. à Tartüfe.

Gleichwol aber habe ich denselben Character in einem meiner Gespräche berührt. Doch, ich besinne mich: nicht ich, Minerva hält ihn der Diana vor, da sie den Unterschied der Frömmigkeit des Heuchlers und des rechtschaffenen Mannes bestimmt. Mit dieser Dame also mögen diejenigen proceßiren, die diesen Unterschied nicht für wahr halten.

Von

Von der Einrichtung und dem wesentlichen Inhalte meiner Gespräche brauche ich nichts zu sagen. Die Kenner derselben werden es leicht einsehen, daß ich unter den Alten dem **Lucian**, und unter den Neuern dem **Fontenelle** und **Remond** gefolgt bin. Diejenigen, die mir sonst wegen der Art und Weise, wie sich meine Götter und Helden mit einander unterreden, Einwürfe machen wollen, verweise ich auf die schöne Abhandlung des Herrn **Remond von Saint Mard** über die Natur der Gespräche; und diejenigen Leser, die ich mir aber niemals wünsche, und die so gerne aus einzelnen Stellen des Verfassers einen nachtheiligen Schluß auf seine ganze Sittenlehre machen, will ich auf die Vertheidigung weisen, womit eben dieser zierliche Verfasser seine Göttergespräche beschliest. Man wird aus dem Inhalt des **vierten** und **fünften** Gesprächs sehen, daß man die Personen desselben nicht alle unter die Götter, Helden noch Verstorbenen rechnen kann.

Wenn

Wenn man aber auf einige Augenblicke den Diogenes als einen Helden in der Cynischen Philosopie, den Bischof von Paris als einen Helden in der Bigotterie, und den Moliere als einen Theaterhelden annehmen will: so wird man mir wenigstens wegen des Titelblattes keinen Einwurf machen können.

Meine Absicht ist, die Absicht eines jeden rechtschaffenen Schriftstellers nämlich, die Tugend liebenswürdig zu machen. Die Mittel mögen nun eine lachende Ironie, oder die Sprache der Satyre seyn: so sind sie allemal unschldig. Diese Kunstgriffe des menschlichen Witzes sind bloß aus der Absicht erfunden worden, desto bequemer und leichter, und gleichsam durch einen frommen Betrug das Herz auch wider seinen Willen nach der Seite der Tugend hinzugewöhnen. Sollte man aber hierdurch den vorgesetzten Zweck gar nicht erreichen: so will ich der erste seyn, der diese Mittel mit Freuden verdammet.

Inhalt.

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

Inhalt dieser Gespräche.

Erstes Gespräch.
Daß man den Unglücklichen eine Art der Achtung schuldig sey.

Zweytes Gespräch.
Ueber den Geiz.

Drittes Gespräch.
Ueber die weibliche Rache.

Viertes Gespräch.
Daß beydes, sowol das Gepränge der Größe, als auch die Verachtung aller Größe lächerlich sey.

Fünftes Gespräch.
Daß eine Satyre auf die Heuchler weit gefährlicher sey, als die auf die Größesten der Welt.

Sechstes Gespräch.
Daß die Frömmigkeit mehr in einem rechtschaffenen Herzen, als in dem Gepränge der Ceremonie, bestehe.

Siebentes Gespräch.
Von einigen Künsten, die den Sitten schaden.

Achtes Gespräch.
Von einigen Sitten, die den Künsten schaden.

Neuntes Gespräch.
Ueber die Dichtkunst.

Zehntes Gespräch.
Ueber die eheliche Zärtlichkeit.

Eilftes Gespräch.
Ueber die Aerzte.

Zwölftes Gespräch.
Ob der angreifende, oder der sich vertheidigende Theil in der Liebe mehr Ehre hat?

Dreyzehntes Gespräch.
Ueber den Geschmack.

Vierzehntes Gespräch.
Daß der Menschenhaß und die Absonderung von der Welt sehr oft Folgen unsrer nicht befriedigten Leidenschaften sind.

Funfzehntes Gespräch.
Ueber die Leidenschaften und die Vernunft.

Sechszehntes Gespräch.
Ueber den Reichthum.

Sibenzehntes Gespräch.
Warum es der menschlichen Gesellschaft zuträglich sey, daß man ihr nicht alle Laster nimmt.

* * *

Daß

Daß man

den Unglücklichen eine Art der Achtung schuldig sey.

Erstes Gespräch.

Jupiter. Apollo.

Apollo.

Nein, Jupiter, ich mag nicht länger in deinem Olymp verweilen, wo ich täglich so viele Ungerechtigkeiten erblicke. Ich will reisen, und mein künftiger Aufenthalt soll bey den Menschen seyn.

Jupiter.

Träumst du, Apoll, oder macht dich die Liebe gegen deine neun Mädchen verrückt?

Apollo.

Keines von beyden. Genug, ich will fort, und das aus bloßer Liebe für die Tugend.

Jupiter.

Aus Liebe für die Tugend? — Und die willst du unter den Menschen auf der Erde suchen? O bleibe immer hier, wenn ich bitten darf.

Apollo.

Und warum, wenn ich fragen darf?

Jupiter.

Warum? — Weil du das gewiß nicht auf der Erde antreffen wirst, was dir im Olymp mangelhaft vorkömmt. Das ist ja natürlich. Aber worüber beklagst du dich denn bey mir?

Apollo.

O über entsetzlich viele Dinge, die keinem einzigen von uns Göttern, geschweige dem obersten und ehrwürdigsten Gott geziemen: über Ungerechtigkeit, Ehebruch, und am meisten über allzu weniges Mitleid. War es nicht grausam, die Semele, die unglückliche Tochter des Cadmus, durch deine Blitze zu verzehren, und das bloß die Rache deiner hochmüthigen Gemahlinn zu stillen.

Du hattest sie geschändet; Unglücks genug! — mußte sie dir denn noch ganz aufgeopfert werden? Du wußtest ja vorher, daß die Semele den Anblick deiner donnernden und alles zerschmelzenden Majestät, in der du vor ihr erscheinen solltest, nicht ertragen könnte. Hättest du nicht schließen sollen, daß die rachsüchtige Juno dem armen Mädchen diesen Gedanken eingeflößt hatte. Wäre Jupiter wohl so grausam gütig gewesen, wenn er mehr Achtung für seine unglückliche Buhlerinn gehegt hätte? Du wolltest ihr eine Gnade erzeigen; aber, Zevs, eine Wohlthat mit so unglücklichen Folgen ist keine Wohlthat.

Jupiter.

Das würde alles wahr seyn, wenn ich die Semele zu dem Anblicke meiner ganzen Majestät gezwungen hätte.

Apollo.

Laß uns darüber nicht streiten. Genug, daß du sehr wenig Mitleid gegen die hegest, die im Unglücke sind.

Jupiter.

Und der Beweis?

Apollo.

O der ist sehr leicht. Erinnere dich nur an so viele Unglückliche, die über ein leichtes Versehen dem schrecklichen Gerichte des Minos und Rhadamantes übergeben sind. Was hatte der arme Tantalus gethan? Er hatte ein paar Bissen Ambrosia, und kaum einen halben Becher Nectar von deiner Tafel gestohlen, und es den Menschen zu kosten gegeben, die vielleicht dieser Gerichte würdiger waren, als wir Götter, und deswegen muß er ewig in Flüssen schwimmen, die er nicht trinken, und unter Früchten schweben, die er nicht genießen kann, und man spottet seiner eben so, als des armen Ixion, den man an einem Rade herum dreht, wie einen gespickten Ochsen am Spieße.

Jupiter.

Alles dieses nennest du Ungerechtigkeiten, und aufs höchste einen Mangel an Mitleid. Aber ich bedaure dich und deine Reise, mein armer Apollo, wenn du desfalls auf die Erde flüchten willst. Meynest du denn, daß die Menschen gerechter und mitleidiger seyn werden, als wir? Da sie noch alle Schäfer waren, da waren sie alle unschuldig, gerecht und mitleidig; da man sie aber den Fürsten und

den Gesetzen übergeben mußte, da übergab man sie zugleich der Tyranney und allen Grausamkeiten. Wenn du dich in dem Olymp über Ungerechtigkeiten beschwerest: so wirst du auf der Erde gar über sie erstaunen. Meynest du, daß die Aussprüche ihrer Gesetzgeber billiger sind, als die Aussprüche des Jupiters? Glaubest du wohl, daß es unter ihnen welche giebt, die um eine bloße Meynung, um eine gleichgültige Ceremonie die halbe Welt verwüsten? Meynest du, daß in der Welt eine gerechtere Austheilung zwischen Belohnung und Strafe statt habe, als im Olympe? Solltest du dir wohl einbilden, daß der rechtschaffene Mann oft durch den niederträchtigsten Betrüger verdrängt wird? Und wie wirst du dich betrüben, Apoll, wenn du deine göttlichen Dichter bey aller ihrer Blöße kaum vor Menschen halten wirst.

Apollo.

Wie? Jupiter, sollte das itzige Jahrhundert der Welt so abscheulich geworden seyn?

Jupiter.

Ich will es dir aufrichtig gestehen: es ist niemals anders gewesen. Vor einigen tausend Jahren betrogen die Menschen einan-

der aus Dummheit und Einfalt, und itzt aus Vorsatz und durch die ausgekünstelten Spitzbübereyen.

Apollo.

Aber das Mitleid —

Jupiter.

Das ist ein Hirngespinnst, Apoll.

Apollo.

Ein Hirngespinnst? Wie, Jupiter, haben nicht meine Dichter desfalls den Söhnen der Erde die zärtlichsten Gesänge gesungen?

Jupiter.

Singen können sie so zärtlich, wie sie wollen, aber rühren werden sie, so bald sie gefallen, und sie können nicht gefallen, weil sie durch ihre Lieder gemeiniglich nichts mehr suchen, als daß andere ihnen zuerst gefallen sollen.

Apollo.

Das heißt, mir ziemlich witzig vorgeworfen: Daß der Eigennutz meine Dichter mehr begeistert, als die Liebe zur Tugend.

Jupiter.

Ja, wahrhaftig! Deine Dichter müßten sonst nicht mit zur Welt gehören. Das Mitleid, das du sonst von den Menschen verlangest, ist überhaupt eine lächerliche Sache; es wider-

widerspricht ihrer eigentlichen Bestimmung, dem Vortheile und dem Eigennutze.

Apollo.

Giebt es denn unter den Menschen keine Unglückliche? Und wenn es meinen Dichtern wirklich so geht, wie du sagest: so gehören ja diese Arme mit zu den Unglücklichen, und verdienen diese kein Mitleid?

Jupiter.

Sie verdienen es wohl, und sie erhalten es auch dann und wann, wenn sie dreuste genug sind, es lange zu erbetteln.

Apollo.

Wo bleibt aber die Achtung, die man dem Unglücklichen schuldig ist.

Jupiter.

Ich will dir mit kurzem erzählen, wie sich die Menschen bey dem Unglücke des andern betragen, er mag es verdient haben, oder nicht. Ein Theil äußert eine demüthigende Freude, einige mehr, andere weniger, so wie der, der in Unglück geräth, angesehen gewesen, oder ihrem Vortheil zuwider gehandelt hat. Der andere Theil von Menschen ist gar so grausam, daß er in Spöttereyen ausbricht; und ist unter diesen unglücklicher Weise ein Witzling: so werden

den alle Bande des Wohlstandes und des Mitleids völlig zerrissen. Deine Dichter, die die mitleidigsten seyn sollten, werden alsdann am ungezogensten, das verdammungswürdige Pasquil hüllt sich in die Masque der Satyre, und keiner gedenkt daran, daß der Unglückliche eine heilige Sache sey, die unverletzlich seyn sollte. Siehe, Apoll, das ist die Achtung der Menschen gegen den Elenden; und worinn besteht wohl diejenige, die du auf dem Erdboden anzutreffen meynest?

Apollo.

In der Bemühung, das Unglück des andern, so viel als möglich ist, erleichtern, und alle Gelegenheit vermeiden, ihm dasselbe vorzurücken, er mag selbst Schuld daran seyn, oder nicht. Die niedergeschlagene Miene des Elenden, der vorher im Ansehen war, scheint uns mehr, als zu viel, zu sagen, daß wir ihn in diesem Zustande lange nicht mehr so vieler Achtung würdigen, als in dem, den er verlassen müssen, daß er ohne Freunde ist, eben zu einer Zeit, da er deren am meisten nöthig hätte. Selbst gegen diejenigen Elenden, die zu grausamen Schlachtopfern der Gerechtigkeit aufbewahret werden,

den, muß eine gewisse Art von Achtung statt finden, um sie in ihrem elenden Zustande nicht noch mehr zu unterdrücken, oder sie gar zur Verzweifelung zu bringen. Die Gerechtigkeit muß das Laster verfolgen, aber die Menschlichkeit muß des Menschen schonen.

Jupiter.

Du würdest gewiß die Moral der Erdbewohner ganz umschmelzen.

Apollo.

Das brauchte ich gar nicht. Wenn es wahr ist, daß die himmlischen Lieder der Musen die Schätze der Moral aufbewahren: so muß eine solche liebenswürdige Moral, die das Mitleid in dem Herzen erregen soll, allerdings unter den Menschen seyn, und sie ist auch wahrhaftig da.

Jupiter.

Aber die Menschen müssen sich doch bey dem gegenseitigen Verhalten besser stehen, als bey aller Ausübung des Mitleidens, das du so sehr von ihnen verlangest. Würden sie sonst wohl so thöricht seyn, und ihrer eigenen Moral gerade zuwider handeln.

Apollo.

Wenn das wahr ist: so kann ich mich in die Herzen der Menschen gar nicht finden.

Sie sind ganz Feuer, wenn sie von der Tugend reden, und sie halten sie auch wirklich für die liebenswürdigste Sache. Allein, die Hitze verliert sich, so bald man diese Tugend in ihren Handlungen, und nicht in ihren Worten oder Schriften sucht. Man rechnet die Liebe und das Mitleid unter die ersten Pflichten, die man einander schuldig ist, und man sieht doch mit der ruhigsten Miene seinen Nebenbürger darben, ja was noch mehr: man ist oft selbst Schuld, daß er in Elend geräth. Würden die Menschen nicht selbst gegen einander wüthen: so würden vielleicht der Unglücklichen weniger auf dem Erdboden seyn; und würden sie das Mitleid für den Unglücklichen eben so fühlen, als es meine Dichter fühlen, wenn sie davon singen: so würde sich auch die Achtung für den Unglücklichen nicht verringern, denn die Achtung für den Elenden ist eben so, wie die Gerechtigkeit gegen den Frevler, der menschlichen Gesellschaft zuträglich.

Ueber

* * * * * * * * * * * * * * *

Ueber den Geiz.

Zweytes Gespräch.

Mercur. Calliope.

Calliope.

Nichts ist abgeschmackter, Mercur, als daß diejenigen, die durch deine Kunstgriffe und Ränke Besitzer von Millionen geworden sind, in dem Augenblicke, da sie alle diese Schätze gebrauchen sollten, gemeiniglich Geizhälse und Knicker werden.

Mercur.

Diese Art zu handeln ist so abgeschmackt nicht, wie du wohl glaubest.

Calliope.

Es ist wenigstens sehr unverantwortlich, seine Gaben dazu nicht anzuwenden, wozu sie uns verliehen sind.

Mercur.

Ja, wenn die Begüterten eben so mit ihren Gaben prahlen müßten, als deine Dichter, dann würdest du Recht haben. Es wäre in-

inzwischen besser, wenn auch deine Schriftsteller ein Bischen haushältiger wären. Wir würden gewiß nicht so viele unerträgliche Geburten des Witzes zu sehen bekommen, woran der Olymp und die Erde ein Misfallen hat, wenn der Geiz, den du den Reichen zuschreibest, auch eine Eigenschaft der Dichter wäre. Du weist es, Calliope, wie sie sich martern und quälen, Gaben zu verschwenden, um die sie gemeiniglich erst andere plündern. Es ist nicht möglich, daß sie so entsetzlich reich an eignen Schätzen seyn sollten, womit sie die Welt jährlich in ganzen Ballen Maculatur überschwemmen.

Calliope.

Ich gestehe, daß diese Ausschweifung unerlaubet ist, wiewohl ich noch zweifele, ob es nicht billiger wäre, diesen Affen des Witzes ein Vergnügen zu lassen, das sonst niemand, als sie, empfindet.

Mercur.

Wenn du so billig urtheilest: so mußt du meinem Geizigen ebenfalls ein Vergnügen zutrauen.

Calliope.

Ich, dem Geize Vergnügen? — einem Laster, das den Bewohnern der Erde das fluch=

fluchwürdigste ist, weil es alle Triebe des Gefühls und der Menschenliebe erstickt.

Mercur.

Laster oder nicht, dieses machet in dem Vergnügen keinen Unterschied, am wenigsten in dem Geize.

Calliope.

Du hast eine feine Moral, Mercur! Es fehl nicht viel, daß du die Tugend nur in eine bloße Meynung setzest.

Mercur.

Wenn ich nach den Handlungen, und nachdem, was man eigentlich Tugend nennt, urtheilen soll; — ja Calliope, dann finde ich, daß sie gemeiniglich nichts, als ein Vorurtheil, oder eine Meynung ist. Von einem Manne, der die Hälfte seines Vermögens weggiebt, in einem Cirkel von Freunden seine Tage und sein Geld verschwendet, sagt man, er sey freygebig; aber von dem, der statt eines Hellerswerth auszugeben, lieber den schmutzigsten letzten Heller noch einzuscharren suchet, und der, ferne von Freunden und Schmeichlern, seine Kasten verriegelt, und seine Tage in Schrecken vor Räubern und Dieben zubringt, saget man, er sey geizig. Man ist darüber eins geworden, das Verfahren des erstern Tugend, und das

Verfahren des andern Laster zu nennen. Aber es ist eine bloße Meynung, sage ich dir. Ich behaupte, daß der Geizige der Welt eben so viel, und oft noch mehr nützet, als der Freygebige, und daß es thöricht sey —

Calliope.

Von dem Geizigen zu behaupten, daß er eines Vergnügens fähig ist.

Mercur.

Nicht nur eines Vergnügens, sondern auch einer großen Glückseligkeit.

Calliope.

Immer noch ausschweifender! Kann das ein Vergnügen seyn, aller Bequemlichkeit des Lebens zu entsagen, nur um seine Kasten zu füllen?

Mercur.

Und eben diese Kasten sind die Nahrung seines Vergnügens. Du mußt gewiß noch nie einen Geizigen anders, als in Versen, gekannt haben, wenn du mir hierinn widersprichst. Die Dichter, die zum öftern eine Sache von der unrechten Seite betrachten, mahlen uns das Geschlecht der Harpagons mit den abscheulichsten Farben, gemeiniglich, um Lachen zu erwecken, nicht selten

aus Verdruß, daß nicht sie die Erben dieses Geschlechtes sind.

Calliope.

Den ganzen Tag seine Beutel zählen, des Nachts vor lauter Träumen von Millionen und Spitzbuben nicht schlafen können, den Rost von den alten Thalern wischen, ist das wohl ein Vergnügen?

Mercur.

Dieses Vergnügen ist eben so groß, und noch tausendmal größer, als täglich ein Heldengedicht schreiben, die ganze Nacht wegen der Ausfüllung eines einzigen Hexameters nicht schlafen können, jeden Vers in seinem Gedichte putzen, und alle den Ruhm einernden, den die Posaune des Gerüchts über die unsterblichen Werke deiner Dichter verbreitet. Mit einem Worte, Calliope, alle unsere Vergnügungen bestehen nur in der Einbildung, und in der Sache, die wir zum Spiele unserer Einbildungskraft machen wollen. Der Geizige setzt sein Vergnügen im Gelde, und der Verschwender in der Wollust. Warum? Bloß darum, weil der Gedanke von Erwerben vieler Tausende der Einbildung des Geizigen eben so sehr schmeichelt, als der Gedanke der Pracht, des Weins und der köstlichen Mahlzeiten der Einbildungs-

kraf des Verschwenders. Die Sache, die sich für unser Temperament schickt, wird bey uns zu einer Art vom Vergnügen; und über dasselbe zu streiten, ist folglich eben so thöricht, als über den Geschmack zu dispu=tiren.

Calliope.

Meinetwegen magst du dem Geizigen im=mer ein Vergnügen zugestehen; so viel glau=be ich wenigstens, daß es ein sehr mattes Vergnügen seyn muß.

Mercur.

Um Vergebung, Madame. Ich habe noch keinen Geizigen gekannt, der in seiner Leidenschaft, die allein unser Vergnügen be=stimmt, nicht heftig gewesen wäre. Eine Leidenschaft ohne Feuer ist eben so unmög=lich, als ein Vergnügen ohne Leidenschaft. Deine Dichter mahlen uns zwar alle Harpa=gons mit verschrumpften und eingefallenen Wangen; aber sie überschreiten nicht selten den Ausspruch deines Horaz: daß man ih=nen und den Mahlern eine jede Ausschwei=fung in ihrer Kunst zu gute halten müsse. Die Freude, ein Herr von Millionen zu seyn, drückt sich in jedem Gesichtszuge des Geizigen eben so starck aus, als seine Ver=zweifelung, nur einen Schilling von diesen

Mil=

Millionen zu verlieren. Du wirst mir doch hoffentlich in diesem Stücke eine Kenntniß der Physionomie zutrauen?

Calliope.

O, mehr als die!

Mercur.

Nun so sage ich dir mit aller meiner physionomistischen Kenntniß, die ich von dem Geizigen habe, daß in dem Augenblicke, da er vor seinem Geldkasten kniet, und seine Schätze zählt, seine Blicke ganz Seele sind, daß er ohne alle Runzeln ist, daß seine Augen ein gewisses Feuer belebet, das eben so stark ist, als das Feuer, welches den Klumpen Erde, der vor ihm liegt, erst zu dem Werthe belebte, den itzt seine Augen bewundern.

Calliope.

Du bist ja abscheulich geschickt, Vergleichungen zu machen.

Mercur.

Eben so geschickt als deine Dichter in ihren romantischen Vergrößerungen. — Doch es ist nicht genug, dir das Vergnügen der Geizigen begreiflich zu machen; du mußt noch überdem wissen, daß sie glücklich, und weit glücklicher, als alle andere in ihren Vergnügen sind.

 Calliope.

Calliope.

Wie, Leute, die ihre Schätze niemals genießen, und nur auf eine ängstliche Vergrößerung derselben denken, die sollten glücklich seyn?

Mercur.

Ja, und das bloß deswegen, weil sie dieselben nicht genießen. Der Wollüstling überläßt sich der Heftigkeit seiner Leidenschaften gemeiniglich so sehr, daß seine Leidenschaften zuletzt gar stumpf werden, er erschöpft das Vergnügen gleichsam, und so bald es erschöpft ist, so bald ist auch seine Glückseligkeit verschwunden. Der Geizige ist klüger, er nutzt seine Leidenschaften nicht ab, er denkt, sein Vergnügen noch immer zu vermehren. Mit jedem Thaler, den er erwuchert, wächst es an, jede Zinse, die ihm sein Gläubiger entrichtet, ist eine neue Art derselben, die Thränen, die der Dürftige vor ihm vergießt, dem er die angeschwollenen Zinsen mit der heftigen Ueberredung eines Mannes abpreßt, dessen Reichthum die Erlaubniß hat, grob zu seyn, diese Thränen sind für ihn Ströme des Vergnügens. Nicht bis ins funfzigste Jahr, wie der Wollüstling; nein, bis ins achtzigste, und noch wohl länger, und wenn es möglich

lich wäre, gern ewig, will er sein Vergnügen genießen. Ist ein Mensch, der einen so wohl bedächtigen Genuß seiner Vergnügungen zur Absicht hat, nicht glücklicher, als alle die, so heute erst zu dem Genusse eines Vergnügens eilen, und morgen schon die Quelle desselben gänzlich erschöpft haben? Denn kurz, Calliope, nur das ist eine wahre Glückseligkeit, die einen beständigen Zuwachs und Genuß unserer Vergnügungen verschaffen kann.

* * * * * * * * * * *

Ueber die weibliche Rache.

Drittes Gespräch.

Diana. Momus.

Momus.

Beym Jupiter! Diana, die Rache war auch allzu grausam, die du an dem armen Acteon verübet hast.

Diana.

Seine Kühnheit verdiente eine noch weit größere Strafe.

Momus.

Noch eine größere Strafe? — Ich möchte wohl wissen, wie man jemand härter strafen könnte, als wenn man ihm seine Menschheit nimmt. Aber, im Ernste: war denn sein Verbrechen so groß? Er hat dich nackend im Bade gesehen; das war die ganze Sache. Wahrhaftig, ich hätte nicht an seiner Stelle seyn dürfen, ich würde es beym bloßen Sehen gewiß nicht haben bewenden lassen.

Diana.

Alsdann hätte ich den Momus auch gewiß nicht, wie den Acteon, in einen Hirsch, ich hätte ihn wahrhaftig in einen Waldesel verwandelt. Aber meynest du, daß auch Acteon mit dem bloßen Anschauen würde vorlieb genommen haben, wenn ich nicht mit meiner Verwandelung ihm zuvorgekommen wäre?

Momus.

Das eben bringt dir wenig Ehre; es verräth die schwache Seite eines Frauenzimmers allzu stark.

Diana.

Mit Erlaubniß, mein Herr Spötter! Der Kühnheit des andern mit Rache zuvor-

kommen, ist nicht lediglich unser Geschäfte; und wenn dieses Geschäfte wenig Ehre bringt: so müßt ihr Herren Männer, die meisten Helden, und selbst Jupiter, nicht viel Ehre zu verlieren mehr übrig haben. Sollte Jupiter, da er die Cyclopen zerschmetterte, wohl gewartet haben, bis sie den Olymp gestürmet hätten? Und du hättest es vielleicht lieber gesehen, daß ich den Acteon alsdann nur gestraft, wenn er zu mir ins Bad gekommen, und vielleicht gar — Pfuy bald hätte ich etwas Unanständiges gesagt.

Momus.

Auch das Unanständige würde in deinem Munde verschönert werden. Aber ich bitte dich, Diana, wie konntest du dich immer so entsetzlich wegen eines Verbrechens rächen, wovon du selbst Urheberinn warest?

Diana.

Ich die Urheberinn? War die Kühnheit nicht erschrecklich, zuzusehen, wie ich im Bade nackend mit den Wellen spielte?

Momus.

Aber was hattest du auch im Bade zu thun?

Diana.

Was das für eine einfältige Frage ist!

Momus.

Um Vergebung, die Frage ist so ganz einfältig nicht; ich will damit so viel sagen: es schickte sich gar nicht für eine Göttinn, in einer so verdächtigen Stellung sich in einem öffentlichen Bade sehen zu lassen. Was konnte der arme Acteon dafür: daß seine Augen lieber nach dem vollen Busen und den fleischichten Hüften einer Diana, als nach den Bäumen und Sträuchen sehen mochten? Diese Neugierde war nicht strafbar, weil du der Grund davon gewesen bist; aber so machet ihr Frauenzimmer es alle: erst reizet ihr die Mannspersonen zu gewissen Handlungen, und dann seyd ihr die ersten, die diese Handlungen verdammen.

Diana.

Du bist ein Schwätzer, Momus. Aber, ohne itzund die Vertheidigung meines Geschlechts zu übernehmen, muß ich dir nur sagen, daß ich den unbesonnenen Acteon gar nicht zu seinem Verbrechen gereizet habe!

Momus.

Du magst ihn darzu gereizet haben, oder nicht; kurz: du warest nackend im Bade, und das ist Anreizung genug. Ich leugne

dir überhaupt, daß die Künheit des Acteon ein Verbrechen gewesen, und aus diesem Grunde behaupte ich auch, daß deine Rache übertrieben, und eben so ausschweifend gewesen, als gemeiniglich die Rache der Frauenzimmer zu seyn pflegt. Gieb nur auf dein ganzes Geschlecht Acht, wie bald man es beleidigen und zur Rache reizen kann. Der verliebte Irion wollte die Juno nur ein einzigesmal umarmen, nein, das war ein Verbrechen. Eine Wolke, nicht die Juno, schickte sich für ihn. So geht es im Olymp, und so geht es auf der Erde zu. Ihr Frauenzimmer habt euch gewisse Rechte angemaßt, die man nicht kränken soll, und Gott weiß, worauf ihr diese Rechte gründet! Ihr seyd von Schönheit, Stolz, Eitelkeit und Eigenliebe zusammengesetzt, und so bald man einer von diesen Eigenschaften nicht genug schmeichelt, so gleich erwacht eure Rache. Ein beleidigtes Frauenzimmer ist eine beleidigte Majestät, und kaum dürfen die Beleidiger der Fürsten vor mehr Rache zittern, als die Beleidiger ein paar schöner Augen.

Diana.

Aber sage mir doch, da du deinen Witz auf Kosten meines ganzen Geschlechtes sehen

 läßt,

läßt, seyd ihr Bösewichter von Mannspersonen nicht die einzigen, die unserer Schönheit, unserm Stolze, unserer Eitelkeit und Eigenliebe schmeicheln? Ihr habt uns verwöhnt. Wir würden nicht so eitel auf unsere Schönheit seyn, wenn ihr Schmeichler nicht in der blumenreichsten Beredtsamkeit unsere ganze Schönheit hererzähltet. Wir würden nicht so stolz seyn, wenn ihr Betrüger nicht alle wie verliebte Seladons in den unsinnigsten Madrigalen uns eure Bande und Fessel vorseufzen würdet; und wir würden auch lange so viel Eigenliebe nicht verrathen, wenn nicht jeder Liebhaber mit allen Eidschwüren der ganzen Welt seinem Mädchen heilig betheuerte, daß sie die meisten Verdienste besäße. Du weist, Momus, beyde Arten der Beleidigungen sind unerträglich: diejenigen, so uns Personen zufügen, die uns vorhero so ausnehmend erhoben hatten, und diejenigen, so uns von Geschöpfen widerfahren, die mit uns einerley Eigenschaften und Rechte, und oft noch weit geringere besitzen. Jene fügen uns die Mannspersonen zu, diese aber unser eigenes Geschlecht. Und nun frage ich dich: ob wir nicht Grund haben, alle diese Beleidigungen auf das schärfste zu rächen?

Momus.

Du hast Recht; aber ich versichere dich: wenn ich Jupiter wäre, ich würde allen Frauenspersonen das Vermögen, sich zu rächen, gänzlich nehmen. Die Rache, die ihr von euren Beleidigern nehmet, bleibt keine Rache mehr, es ist eine Art von Wuth, die den Schönen um so viel schlechter kleidet, je gewisser dieselbe ein Kennzeichen der rauhen Sitten, und der wenig sanften Empfindung unseres Herzens ist.

* * * * * * * * * * *

Daß Beydes, sowol das Gepränge der Größe, als auch die Verachtung aller Größe, lächerlich sey.

Viertes Gespräch.

Alexander. Diogenes.

Alexander.

Und das ist also der Mensch, der mit keinem andern Menschen in der Welt zufrieden ist, vermuthlich, weil sie nicht alle, wie er, Thoren seyn, oder in Tonnen

nen wohnen wollen. Ich will doch sehen, mit welcher philosophischen Miene er mich betrachten wird. Hat der Narr am hellen Tage mit Laternen Menschen gesucht: so kann er weit leichter in mir, und ohne alle Laternen, noch mehr finden, als er gesucht hat. Meine Soldaten nennen mich einen Held, und er, als Philosoph, wird mich vermuthlich einen Gott nennen. Ich will ihn anreden: — Unsern gnädigen Gruß, und was wir sonst Liebes und Gutes vermögen, zuvor.

Diogenes.

Großen Dank, mein Freund.

Alexander.

Mein Freund? — Großen Dank? — In Wahrheit, das ist ein sehr vertraulicher Styl. Du kennest mich vielleicht nicht, Alter!

Diogenes.

Ich sollte doch denken. Bist du nicht Alexander?

Alexander.

Ja.

Diogenes.

Nun so ist es gut.

Alexander.

So ist es gut? — Ein wunderliches Compliment der Niedrigkeit eines Cynikers an die Größe eines Monarchen!

Diogenes.

Es ist so, wie es sich für einen Philosophen schickt, der die Großen sieht, sie heimlich belacht und sie flieht.

Alexander.

Aber weißt du nicht, daß ich hieher gekommen bin, dir eine Gnade zu erzeigen?

Diogenes.

Daß ihr Herren, die man Große der Welt nennet, dazu da seyd, daß ihr Gnade erzeigen sollt, weiß ich; aber daß du bloß aus dieser Ursache solltest zu mir gekommen seyn, glaube ich nicht. Ich halte es vielmehr für eine Neugierde, und für eine Art des Zeitvertreibs, über den Aufzug eines Philosophen zu lachen, der vielleicht noch größere Ursache fände, über das Gepränge der Großen zu lachen.

Alexander.

Ich befehle dir aber, dir eine Gnade von mir auszubitten.

Diogenes.

Eine poßierliche Art, jemand Gnadenbezeigungen zu ertheilen. Ich glaube, daß

du

du in diesem Stücke unter den Monarchen wenig Mitbrüder hast.

Alexander.

Nun? —

Diogenes.

Nun? — Wenn ich denn mit aller Gewalt deine Gnade genießen soll; so bitte ich dich — Sey so gut, Alexander, und mache, daß dein durchlauchtigster Körper die Strahlen der Sonne vor meiner kleinen Wohnung nicht aufhalte. Siehe, das ist die einzige Gnade, darum ich dich ersuche.

Alexander.

Das ist eine wunderliche und entsetzlich kleine Gewogenheit, die du verlangest.

Diogenes.

Weil sie klein ist: so hoffe ich, sie desto leichter zu genießen, und daß sie dir wunderlich vorkömmt, daraus kannst du abnehmen, wie wenig ich nach allen Gnadenbezeigungen der Monarchen frage.

Alexander.

Du bist also wohl ein geschworner Feind alles Gepränges.

Diogenes.

Ja wahrhaftig, ein sehr geschworner Feind.

Alexander.

Wie aber, wenn ich dir beweise, daß das Gepränge der Fürsten ein Zeichen ihres Vorzugs und ihrer Macht ist?

Diogenes.

Wie aber, wenn ich dir das Gegentheil beweise, und es für ein Zeichen der Eitelkeit und der Furcht halte?

Alexander.

Ein Zeichen der Eitelkeit? — Du würdest in der That einen schlechten Ceremonienmeister an meinem Hofe abgeben. Meine Hofcavalire würden mit philosophischen Mänteln und grauen Bärten erscheinen, meine Officiere würden ihr System hinten auf den Sattel schnüren, und die Hofdamen würden für lauter Vor- und Hintersätzen keine Zeit zur Galanterie übrig behalten. Aber ich beschwöre dich bey deiner Tonne, und bey deinem ehrwürdigen Barte: kannst du wohl das Gepränge meiner Größe für ein Zeichen der Furcht halten? Ich, der ich bey Lebzeiten meines Vaters nicht mehr beseufzete, als daß für mich nicht Welt genug zu erobern übrig bleiben möchte, ich, der ich schon ganz Thessalien bezwungen, ich, der ich in Thracien bereits was Großes ausgeführet habe, und noch alle Fürsten des

Erd-

Erdbodens zittern machen will, ich sollte mich fürchten?

Diogenes.

Eben darum, weil alle Fürsten vor dir zittern sollen, bist du gezwungen, Millionen Gepanzerte um dich zu haben, damit alle diese Herren dir in deinen Anschlägen nicht zuvorkommen. Versuche es einmal, ohne Bewaffnete zu wohnen, oder nur öffentlich zu erscheinen, du wirst zittern, so bald sich ein Sterblicher dir nahet. Alle deine Thaten, nimm mir es nicht übel, verschaffen dir wenig Ehre.

Alexander.

Wie, meine Thaten erwürben mir keine Ehre? O gehe nur mein guter Philosoph. Du magst wohl die Enthaltsamkeit definiren können, aber die Ehre der Helden zu bestimmen, darein mußt du dich nicht mischen. Den Göttern sey es gedankt, daß meine Thaten der ganzen Welt in die Augen leuchten. Die Nachwelt nennet mich noch dereinst den Großen.

Diogenes.

Besteht denn darinn eine Ehre, das Schrecken der Völker und der Verwüster des Erdbodens zu seyn? Und warum sollten die Philosophen nicht die Ehre der Helden bestimmen

men können; sie, die allein würdig sind, ein Volk zu beherrschen. Den Göttern sey es geklagt, daß das Gepränge der Großen, deren Purpur doch gemeiniglich mit dem Blute der Unschuldigen gefärbet ist, in den Augen der Welt so viel Bewunderung machet! Es nennen dich nur immer deine Schmeichler und die ganze Nachwelt: den Großen; Diogenes nennet dich den Kleinen.

Alexander.

Aber sage mir, alter Cyniker, wer heißt denn in deinen Augen groß?

Diogenes.

Niemand.

Alexander.

Vielleicht niemand als du, und derjenige, so sich aus stolzer Demuth entschließen möchte: wie du in Tonnen zu wohnen *. Wahrhaftig, wenn ich nicht Alexander wäre: so möchte ich gerne selbst Diogenes seyn!

Dioge-

* Diogenem esse voluisset, ni Alexander esset, saget der Geschichtschreiber *Curtius* (Lib. I. Cap. XI.) habe man vorgegeben, daß Alexander dergleichen Meynung vom Diogenes geheget habe. Allein der Character des Maceboniers läßt dieses gar nicht muthmaßen. Wenn Alexander ja diesen Wunsch geäußert hat: so ist es nichts, als die lachendeste Ironie, die einem so aufgeheiterten Verstande, als der seinige war, sehr leicht fallen mußte.

Diogenes.

Wenn du es wärest, du würdest von dem, was man Größe nennt, eben so urtheilen, als ich. Wenn du dein Bischen Philosophie, das dir Aristoteles, dein alter Lehrmeister, beygebracht, nicht ganz vergessen hast: so kannst du leicht den Schluß machen, wie lächerlich das Gepränge der Größe seyn muß, da die Größe an sich selbst nichts wesentliches ist.

Alexander.

Daß die Größe etwas wirkliches sey, dazu wird nur Umgang mit der Welt, und ein paar Augen erfodert, es einzusehen. Freylich kann Diogenes in seiner schmutzigen Celle nichts von dieser Größe empfinden.

Diogenes.

Und alles, was du davon einsiehst, alle die Größe, die dich umgiebt, und die du vielleicht so stark empfindest, alles dieses ist nur das Gepränge der Größe, und bey weitem nicht die Größe selbst, und dieses Gepränge, Alexander, ist lächerlich.

Alexander.

Und alle deine Verachtung der Größe rühret aus keinem andern Grunde, als aus einem störrischen und melancholischen Temperamente. Du entziehst dich der menschlichen

lichen Gesellschaft, weil sie oder du bey einander gähnen würdet, und da du keine Ehre in der Größe suchest, so bist du in der Niedrigkeit versunken, und wirst hierdurch tausendmal lächerlicher, als alle, die nach dem Gipfel der Ehre klettern, oder sich den Schimmer der Größe blenden lassen.

Diogenes.

Es ist wahr: Du und alle, die mich hier in meiner Tonne, die eine Hand voll Hülsen, und die andere voll philosophischen Betrachtungen sehen, lachen über mich und meine Moral. Aber würde ich nicht eben so lachen, wenn ich dich auf dem Throne von Schmeichlern und Narren umringet, oder im Felde, durstig nach dem Blute der Feinde, und nach einer Hand breit Erde, die du die Welt nennest, erblicken sollte. Ich gebe es zu, es kann beydes lächerlich seyn. Das Gepränge der Größe, und auch die Verachtung derselben. Allein, da man in der Welt gewohnt ist, mehr über das Poßierliche, als über das Seltsame zu lachen; so fragt sichs noch: ob meine seltsame Meynung mehr lächerlich ist, als das ganze Puppenspiel von euch Maschinen, die man Helden, und wenn man euch recht schmeicheln will, die man zum Spaß gar Götter nennet.

* * * * * * * * * * * * * * * * *

Daß eine

Satyre auf die Heuchler weit gefährlicher sey, als die auf die Größesten der Welt.

Fünftes Gespräch.

Der Bischof von Paris. Moliere. Charon. Ein Genius der Hölle.

Der Bischof.

Zurück! Habe mehr Ehrfurcht vor meinem ehrwürdigen Schatten, der auch noch an den Ufern des Styxes, und noch in der Ewigkeit das Gift deiner gottlosen Feder verabscheuen, und deine Gesellschaft so fliehen wird, wie sie mein Stand nothwendig fliehen muß.

Moliere.

Eure Eminenz werden es meinem Schatten verzeihen, daß er dem ihrigen zu einer Zeit und an einem Orte begegnet, wo ich um so viel weniger einer Verfolgung ausgesetzt

gesetzt zu seyn glaubte, je gewisser das Puppenspiel unserer Handlungen hier geendiget seyn sollte.

Der Bischof.

Ich aufhören, dich zu verfolgen? — Bösewicht! Ich eines Menschen schonen, der das Heiligste in der Welt nicht geschonet hat, und der längst verdienet hätte, daß ihn der Himmel verflucht und die Erde verschlungen!

Moliere.

Um des Himmels willen ereifern sich doch Eure Eminenz nicht so sehr, und bedenken wenigstens, daß Sie ein Geistlicher sind.

Der Bischof.

Eben deswegen, weil ich es bin, muß ich so mit dir verfahren.

Moliere.

Wo bleibt die Sanftmuth? Ehrwürdiger Herr Bischof!

Der Bischof.

Die bleibt keine Tugend mehr, wenn man sie gegen Geschöpfe deines gleichen ausüben will.

Moliere.

Weil Sie denn, mein Herr Bischof, die Sache wirklich im Ernste meynen; gut, so wird es mir auch erlaubet seyn. — Wisse

also, Trotz deiner bischöflichen Würde, daß ich hier nicht befugt bin, dir, als Todter, von den Handlungen meines Lebens Rechenschaft zu geben. Hier sind alle Sterbliche sich einander gleich. Hier an diesen felsichten Ufern scheitert die Majestät der Großen, der Stolz der Hofleute, die Ehrsucht der Geistlichkeit, und alle das Spielwerk unserer ehemaligen Entwürfe.

Der Bischof.

Aber weißt du nicht —

Moliere.

Aber ich behaupte —

Charon.

Aber beym Styx! Ich steche den Augenblick ab, wo ihr Schwätzer noch eine Sylbe verliert. Geschwinde in den Kahn, sonst sollt ihr noch ein ganzes Jahr an diesen Ufern herum irren, ehe ich euch in die elisäischen Felder überschiffe. Ihr seht mir Beyde eben so nicht darnach aus, daß ihr in dem paradisischen Orte Elysiens euren Aufenthalt von dem Minos bekommen werdet. Ich wollte wetten, daß euch die Wohnung der geplagten Seelen zugedacht ist.

Der Bischof.

Halb trifft deine Muthmaßung ein, Alter! Dieser Mensch, den du vor dir siehst, hat

durch sein sündliches Handwerk auf Erden keinen andern Ort nach seinem Tode verdienet. Er ist schon bereits von der heiligen Kirche verbannisirt worden.

Charon.

Wohlan denn, mein Herr Verbannisirter, Sie werden sich an diesen Ufern so lange gedulden, bis Sie mehr Cameraden bekommen. Einer wird wenigstens noch heute hier erwartet. Man nennet ihn den berüchtigten Moliere — Du stutzest? Kennst du ihn etwa?

Moliere.

Besser als jemand in der Welt.

Charon.

So?

Moliere.

Dieser Schatte, Alter! —

Charon.

Nun? —

Moliere.

Dieser Schatte, der die Ehre hat, deiner graubärtigen Venerabilität seinen geistigen Reverenz zu machen, ist —

Charon.

Nun? —

Moliere.

Ist Moliere.

Charon.

Du selbst?

Der Bischof.

Ja, das ist der Bösewicht.

Moliere.

Nicht geschimpft, Herr Bischof, oder —

Charon.

Sachte, sachte, meine Herren! Brauchen Sie mehr Achtung gegen den Abgesandten der Unterwelt. — Aber sage mir, Moliere, wie ist dein Land, oder besser, deine Kirche (denn die Kirche wird es doch wohl seyn) auf den Einfall gekommen, dich zu excommuniciren.

Moliere.

Warum Frankreich, oder besser, das geistliche Parlament in Frankreich, gegen uns Comödianten die Excommunication ausübet, weiß ich nicht. Personen, denen man in einem andern Lande ein Grabmaal bey den Monarchen gönnet, denen gestattet man bey uns kaum eine Ruhestätte an den Ufern der Seine. Den Operisten, die nichts als geile Wollust trillern, verweigern unsere Geistlichen die Sacramente nicht, aber den Comödianten, die die Tugend predigen, werden sie versagt. Ist das nicht lächerlich? Charon!

Charon.

Ja wahrhaftig, das ist so lächerlich, daß ich darüber noch alle meine Runzeln verlachen werde. Aber worüber streitest du denn mit diesem Herrn? Nach seinem ehrwürdigen Unterkinne und feistem Bauche zu urtheilen, ist dieser Herr gewiß einer von denen, die dich in den Bann gethan.

Moliere.

Es war eine Zeit, wo nichts so sehr Mode war, als das* Tartüffen; und da ich alle Laster meines Jahrhunderters zu schildern und lächerlich zu machen, den Beruf hatte; so entwarf ich das Bild eines Tartüffen, glaubte aber nicht, daß die Originale meine Copie unterdrücken würden. Das erste von diesen feinen Originalen ist der gegenwärtige Herr Bischof.

Der Bischof.

Das ist eine Injurie! Die Religion, nicht mich, hat er angegriffen. Diese mußte ich vertheidigen, und kurz, heilige Personen und heilige Sachen gehören gar nicht auf das Theater.

* Wenn das Wort *tartufier* beym Richelet gut französisch ist: so kann das Wort **Tartüffen** in unserer Sprache ebenfalls gut seyn. Die Bedeutung desselben ist mehr als zu bekannt.

Moliere.

Warum nicht, wenn ich fragen darf? Hat nicht die Comödie bey den Alten sogar ihren Ursprung aus der Religion? Sie machte einen Theil ihres Gottesdienstes aus. Die Spanier, unsere Nachbarn, begehen keine Festtage, die nicht mit durch die Comödie gefeyret werden. Wenn die Religion nicht auf das Theater gehört, warum hat man denn geschwiegen, da Corneille seine frommen Stücke spielen ließ, die die Bewunderung von ganz Frankreich auf sich zogen.

Charon.

Du sprichst für einen Poeten, und was noch mehr, für einen Comödianten zimlich gelehrt. Aber sage mir: hat wohl der Hof, oder Monsieur Jourdain, oder sonst jemand, den du in deinen Comödien lächerlich gemacht, dich so sehr verfolgt, als dieser Bischof, oder alle, die du unter dem Namen Tartüf begriffen?

Moliere.

Die Marquis, die Pretiössen, die Hahnreys und die Mediciner, alle haben es geduldig gelitten, daß man sie vorstellte. Aber die Heuchler verstehen keinen Spaß. Sie sind listig; sie haben nicht die Seite des

An-

Angriffs gewählt, der sie traf; sie haben die Sache Gottes mit ins Spiel gemengt.

Charon.

Und du kannst dich noch wundern, daß sie dich angetastet haben? Wundere dich vielmehr darüber, daß sie dich nicht gar zerfleischt haben. Gehe, mein guter Moliere, du hattest in der That für einen Comödienschreiber nicht Welt und Erfahrung genug.

Moliere.

Wie, sollte man es den Heuchlern gar nicht merken lassen, daß sie Betrüger sind?

Charon.

Nein, sage ich dir. Du hättest deinen König immerhin als einen Weichling, und alle Finanzenräthe als Betrüger vorstellen können, man würde gelacht haben; höchstens hätte man sich vor dir gescheuet, und dich gebethen, künftig mit diesen Herren säuberlicher zu verfahren. Aber nun hast du die Heuchler Betrüger genannt, diese haben ein paar fromme Seufzer ausgestossen, den Bannstrahl ergriffen, und dich und deine ganze Zunft zittern gemacht.

Moliere.

Das heißt beynahe so viel: daß eine Satyre auf die Heuchler weit gefährlicher sey, als die auf die Grössesten der Welt.

Wie? Den ehrwürdigsten Orden —

Moliere.

Auch noch selbst vor dem Richterstuhle —

Charon.

Zanken sie nicht meine Herren, oder ich werde keinen von ihnen überschiffen — Aber was sehe ich? Den Genius der Hölle? — Was bringst du?

Der Genius.

Rhadamantes schickt mich ab, die ehrwürdigste Person, und den größten Lehrer der menschlichen Tugenden sicher in die angenehmsten Gefilde Elysiens zu begleiten.

Der Bischof.

Dank sey dem Rhadamantes und dir: daß die Tugend endlich einmal belohnet, und vor dem Gifte der Lästerer geschützet werden soll.

Der Genius.

Ja, das ist die Pflicht der Götter. Du bist doch ohne Zweifel Moliere?

Der Bischof.

Das wolle der Himmel nicht!

Der Genius.

So habe ich nichts mit dir zu schaffen.

Moliere.

Ich bin es, unterirdischer Abgesandter!

Der Genius.

Komm, ich soll dich in die Gesellschaft der liebenswürdigsten Personen führen. Terenz und Plautus warten deiner in Amaranthnen Lauben, und ein ewiger Frühling wird die Gegenden verschönern, in welchen du mit ihren Schatten eine erquickende Ruhe genießen sollst.

Charon.

Steigen sie ein, Herr Bischof. Wir wollen uns unter die verlarvten Seelen mischen. Sie können dort Ihre Rolle noch immer fortspielen, wenn Sie Lust haben.

Moliere.

Leben Sie wohl, mein Herr!

Der Bischof.

Warte, Charon! Ehe ich einsteige, will ich erst noch einmal das Anathema über diesen Bösewicht aussprechen.

Moliere.

Komm, Genius, wir wollen an dem Orte des Vergnügens die Verfolgung vergessen, die schärfer ist, wenn sie Heuchler, als wenn sie Monarchen ausüben.

* * * * * * * * * * *

Daß die Frömmigkeit mehr in einem rechtschaffenen Herzen, als in dem Gepränge der Ceremonie bestehe.

Sechstes Gespräch.

Minerva. Diana.

Minerva.

War es nicht grausam von dir, die armen Felder des frommen Oeneus durch ein erschaffenes Ungeheuer zu verwüsten, bloß weil er vergessen hatte, dir zu opfern?

Diana.

Kannst du den Oeneus noch einen frommen König nennen, der alle Wohlthaten ohngeachtet, die ihm die Götter erzeigt, kein erkenntliches und dankbares Herz bewiesen.

Minerva.

Wie? Hat er nicht der Ceres die Erstlinge seiner Früchte, dem Bacchus den frischesten Most, und mir die neuesten Oliven zum Opfer gebracht?

Diana.

Diana.

Und was denn mir? — Oder hatte er bloß von euch ein gesegnetes Jahr erbethen, und hätte er nicht wissen sollen, daß Diana seinen Feldern wenigstens schaden kann, wenn sie ihnen gleich nicht nützen könnte.

Minerva.

War dir denn so sehr mit seinen Opfern gedienet? und sagt dieses nicht deutlich, daß du bloß aus Stolz oder Eigennutz die Felder des Oeneus würdest gesegnet haben?

Diana.

Gestehe mir, Minerva! Warum opferte dieser Heuchler auch andern Göttern? Nicht wahr: bloß weil ihr ihn gesegnet habt. Würde er sonst wohl an seine Schuldigkeit gedacht haben, und war der Eigennutz bey der Frömmigkeit des Oeneus nicht noch größer, als mein Stolz bey der Foderung seiner Gelübde?

Minerva.

Das glaube ich nicht; und ich muß dir, wenigstens für mein Theil bekennen, daß ich bey seinem Opfer mehr auf sein gutes Herz, als auf die Ceremonie seiner Gelübde gesehen habe.

Diana.

Gestehe mir: würdest du den Oeneus wohl für fromm halten, wenn er es überhaupt ganz vergessen hätte, dir zu opfern?

Minerva.

Allerdings.

Diana.

Auf die Art würdest du die Götter bald um Ehre und Ansehen bringen.

Minerva.

Die Opfer gereichen uns eben so wenig zur Ehre, als sie den Menschen zu einem Verdienste gereichen. Wäre es nicht zu niedrig für die Bewohner des Olymps, wenn erst die schwache Ceremonie der Sterblichen uns ein Ansehen verschaffen müßte; und wäre es nicht lächerlich für die Menschen, wenn sie durch eine Handlung etwas zu verdienen glaubten, die oft eine Foderung, nicht selten auch ein Geschenk von uns ist.

Diana.

Aber die Opfer machen doch ein Theil der Frömmigkeit aus.

Minerva.

Ein Theil der Ceremonie willst du sagen.

Diana.

Worinn besteht denn deine Frömmigkeit, die du von den Menschen foderst?

Minerva.

In einem rechtschaffenen Herzen. Wenn die Opfer und die Gelübde, die der Gottheit gebracht werden, das Wesen der Frömmigkeit ausmachen, wie würde man den Heuchler und den rechtschaffenen Mann von einander unterscheiden können? Beyde opfern der Gottheit; ja der erstere noch mehr, wie dieser. Denn weil der Heuchler durchaus von der Seite will betrachtet werden, die ein Aufsehen macht; so gefällt ihm eine lärmende Frömmigkeit mehr, als dem Weisen eine stille Verehrung.

Diana.

Aber wenn du so denkest; so bist du ja eine Feindinn aller Gelübde, die man den Göttern bringt?

Minerva.

Wie kann ich das seyn, wenn ich das Wesen der Frōm̃igkeit in einem rechtschaffenen Herzen setze. Glaubest du denn, daß der redliche Mann das ganz vergessen wird, was der Betrüger nur aus Gewohnheit verrichtet. Waren meine Athenienser, die mir die Künste und Wissenschaften, die Frucht und Zierde des Friedens, zu danken hatten, wohl saumselig in diesem Stücke? Mit wie vieler Feyerlichkeit haben sie mir nicht geopfert, u. mir Feste gehalten.

Diana.

Ich verstehe dich. Du willst so viel sagen Der Heuchler, der den Göttern opfert, machet diese Ceremonie ganz allein zu dem Wesentlichen des Gottesdienstes, und vergißt dabey die Pflichten, die ursprünglich aus einem rechtschaffenen Herzen fließen.

Minerva.

Ganz recht. Alle Heuchler, deren Frömmigkeit mehr in dem Gerede von ihr, als in der Ausübung derselben besteht, sind meistentheils Wollüstige, Niederträchtige, Geizige, Stolze, Undankbare, Rachsüchtige und Betrüger. Alle diese Bubenstücke zu verheelen, oder zu machen, daß die Götter ihnen dieselben nicht anrechnen; so bringen sie den Göttern häufige und oft reiche Gelübde. Der redliche Mann, der nach seinem Herzen handelt, vergißt diese Gelübde gleichfalls nicht, doch mit dem großen Unterschiede: der redliche Mann erscheint bey der Bezahlung seiner Gelübde mit einem heitern und vergnügten Gesicht, und der Heuchler mit verzerrten Mienen und ängstlichen Gebärden. Warum? Ein rechtschaffenes Herz ist auch ein fröhliches Herz, und dieß Herz allein ist der Sitz einer wahren Frömmigkeit.

Von

* * * * * * * * * * * * * * * * *

Von einigen Künsten, die den Sitten schaden.

Sibentes Gespräch.

Urania. Minerva. Morpheus.

Morpheus.

Endlich werden eure Prahlereyen von dem Glück, das die Sterblichen durch euch genießen, doch ein Ende nehmen. Ich möchte wol wissen, worinn dieses eingebildete Glück der Menschen bestehen sollte. Bloß durch euch sind sie aus ihrem wahren Zustande, aus der Ruhe versetzt, und zu Wissenschaften und Uebungen gewöhnet worden, die mehr ihren Untergang, als ihre Erhaltung, zum Zwecke haben.

Urania.

Dieser Vorwurf klingt in dem Munde des Morpheus, der das wahre Glück nur in einer trägen und unwirksamen Ruhe setzt, gar nicht seltsam.

Morpheus.

Daß sich die Menschen bey einer trägen Ruhe, wie du es nennest, gut stehen, daran ist kein Zweifel; aber, daß diese Ruhe ganz unwirksam seyn sollte, das läugne ich, und das will ich dir, die du alles mit dem geometrischen Zirkel zu bestimmen gewohnt bist, bald beweisen.

Minerva.

Ist denn die Ehre, wozu wir die Menschen durch unsern Unterricht gewöhnen, nicht vorzüglicher, als deine Ruhe?

Morpheus.

Ja, mit deiner Ehre. Meine gute Minerva, eben diese Ehre, die du und deine Schwester in den Herzen der Menschen anfachest, ist ganz und gar nicht ein solches Glück, wie ihr euch einbildet. Sie ist ein Beweis der Unterwürfigkeit, sie setzt uns in den Zustand, wo wir uns gemeiniglich dem Eigensinne und der Meynung anderer aufopfern müssen. Aber die Ruhe ist des Menschen wahre Bestimmung. Sie führt was Erhabenes, was Unabhängendes bey sich, und diese Unabhängigkeit allein macht die ganze Glückseligkeit aus.

Urania.

Urania.

Inzwischen werden doch die Menschen durch meine Künste und Wissenschaften weiser und vernünftiger.

Minerva.

Und es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß durch die meinigen ihr Geschmack geläutert, ihr Umgang liebenswürdig und ihre Sitten feiner werden.

Morpheus.

Ich will euch aufrichtig sagen, was ich von euren Künsten halte. Die deinigen, Urania, machen die Menschen weiser, als sie sonst seyn würden, das ist wahr; aber es fragt sich: ob diese Anstrengung und diß tiefsinnige Geschäffte sich für die Natur der Sterblichen schickt. Du verkürzest ihre Jahre, indem du sie klüger machest, und gibst ihnen Gelegenheit, daß sie durch Nachforschen und Wissenschaften auf Dinge verfallen, die der ganzen menschlichen Gesellschaft schädlich sind. Nur eines einzigen Umstandes zu gedenken: würden die Sterblichen wohl die grausame Wissenschaft erlernet haben, sich einander zu erwürgen, wenn der Blutdürstigste unter uns Göttern sich nicht mit dir verbunden, und durch deine Grübeleyen auf die barbarische Erfindung

gekommen wäre, die der Krieg, in welchem die Menschen sich itzt nach allen Regeln der Geometrie ums Leben bringen, höchst nothwendig machet. Mit deinen Künsten, Minerva, ist es nicht besser beschaffen. Da die Menschen, die du unterrichten willst, schon in den Lehren der Urania müssen gegründet seyn: so verkürzen die deinigen noch weit geschwinder — ja gedoppelt die Jahre derselben. Und alles, was du von der Läuterung ihres Geschmacks, von ihrem liebenswürdigen Umgange, und von der Polierung ihrer Sitten sagest, das bringt dir wenig Ehre. Es ist wahr: du verstehst die Kunst, die Empfindungen der Menschen sanfter zu machen, aber wenn ihre Empfindung nicht zu einer solchen hohen Stärke gebracht wäre: so würden sie nicht auf Dinge gerathen, die ihrer ganzen Natur schädlich sind. Das zärtliche Gefühl, das deine Dichter so sehr erheben, ist die Mutter der lüderlichsten Ausschweifung. Das Feine, welches du ihrem Geschmacke einflößest, ist die Quelle der Wollust und des behendern Verderbens. Der Umgang, sagest du, wird durch deine Künste liebenswürdig, sage vielmehr: er wird zanksüchtiger, neidischer und boshafter. Kurz, ihr Göttinnen, alle eure Kün-

sie gereichen den Sitten der Menschen zum Verderben.

Urania.

Inzwischen wird doch eine weitläuftige Kenntniß der Dinge dem Menschen nützlich, und bessert seinen wahren Zustand.

Morpheus.

Ob sie ihm nützlich ist, das ist noch eine große Frage, und daß sie ihn durchaus nicht bessert, das lehret die Erfahrung. Was fehlt den Völkern, wo die Künste ihre Einsicht nicht geschärft haben? Sie sind glücklich, weil ihre Sinnen nicht so geschwächt sind, wie bey andern. Denn bloß in der Gesundheit der Sinne besteht das wahre Vergnügen und das Glück der Menschen. Du weist, es giebt unter den Bewohnern der Erde einige *, die mit bloßen Augen in der weitesten Ferne des Meeres Schiffe entdecken können, wo andere erst Ferngläser gebrauchen müssen. Es giebt andere, die keine so zärtliche Empfindung haben, als deine Menschen, Minerva, aber sie haben auch den Vortheil, daß sie ihre Blöße ohne die geringste Beschwerde ertragen, und daß alle

* Die Hottentotten auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung.

ihre* Sinnen weit stärker sind, als bey denen, die durch allerhand feine Künste ihren Geschmack verzärtelt haben.

Minerva.

Nicht meine Künste, Morpheus, die verkehrte Anwendung derselben, verdirbt die Sitten.

Morpheus.

Und wenn folglich deine Künste gar nicht da wären: so könnten sie nicht verderbt angewandt, und folglich auch durch sie die Sitten nicht verdorben werden.

Urania.

Aber, Morpheus, weist du nicht, daß wenn wir auch Künste und Wissenschaften bey Seite setzen wollen, die nach deiner Meynung die Sitten verderben, daß die Seele der Sterblichen von Leidenschaften beherrschet wird, die mehr Unheil anrichten, als alle unsere Künste.

Morpheus.

Weil ich die Ehre habe, mit einer Philosophinn zu reden, so will ich einmal wider meine Ruhe handeln, und dir auf eine abstracte Art antworten. Du hast Recht. Die

* Die Wilden in America, die den feinsten Geruch, so wie die Spührhunde, haben sollen.

Die Seele des Menschen hat alles den Leidenschaften zu verdanken; und ich will dir noch mehr einräumen: die Seele des Menschen würde alsdann in diejenige unwirksame Ruhe versinken, die du mir vorhin vorwarfst, wenn sie ganz ohne Leidenschaften wäre. Allein, mit deiner Erlaubniß, Urania, nie würden diese Leidenschaften ungestüm werden, wenn sie bloß dem Instinct folgen wollten.

Urania.

Werden sie aber nicht durch meine Lehren zu ihrer wahren Bestimmung eingerichtet?

Morpheus.

Das glaubest du, und das glauben alle deine Schwätzer, die sich aus dieser Ursache den prahlerischen Namen der Weltweisen geben. Indem ihr die Leidenschaften feilen und sie bessern wollt; so richtet ihr damit weiter nichts aus, als daß die Seele in einem beständigen Kriege mit den Affecten ist. Wer polirt die Leidenschaften der Thiere, und der wirklich glücklichen Menschen, die deine Weltweise die Wilden nennen? Beyde handeln nach ihrem Instinct, deine Weltweisen nach dem glänzenden Namen einer freyen Handlung, aber mit diesem gewaltigen Unterschiede: Das Thier und der so

genannte Wilde entfernen sich niemals von ihrer Regel, von der Natur, aber deine Weltweisen überlassen sich nicht selten allen Ausschweifungen, die ihnen Krankheit und zuletzt den Tod verursachen, und die Folge ist richtig, daß die Vernunft die Sinnen und also auch die Sitten verdirbt.

Urania.

So sage mir denn, du phlegmatischer Gott, womit sollen sich die Bewohner der Erde wohl beschäftigen, wenn sie nicht denken sollen.

Morpheus.

Denken sollen sie allerdings, aber sie sollen nur denken, wie sie ruhig und folglich glücklich seyn können.

Minerva

Alles dieses finden sie in der Ausübung meiner Wissenschaften und in der Gesellschaft der Musen.

Morpheus.

Possen! Ehe die feinern Künste unter die Menschen kamen, lebten sie ihrer Bestimmung weit gemäßer, als nun. Sie beschäftigten sich allerdings, aber gar nicht mit der Erfindung neuer Wahrheiten, von denen sie doch am Ende selbst gestehen, daß es Meynun=

nungen sind. Der Ackerbau, frage nur die Ceres und unsere andern Götter des Olymps, ist das einzige würdige Geschäfte für sie. Warum leben eure Weltweise und eure Dichter itzt nicht so lange mehr, als die Menschen vor einigen Jahrhunderten? Sie blieben in der Sphäre, wohin sie gesetzt waren. Sie warteten ihren Feldbau und alsdann ihre Ruhe ab, sie erdachten keine Künste, ihren Verstand anzustrengen, noch ihren Geschmack zu reizen, ihre Sitten blieben so unschuldig, wie die Landschaften, die sie bepflügten, und sie genossen ihr Leben wohl zwanzigmal so lange, als die itzigen Einwohner der Welt.

Urania.

Wenn auch dieses alles wahr wäre, was können im Grunde die Menschen dafür, daß sie itzt nicht so unschuldig, oder wie du es nennest, so ruhig leben, als sonst? Warum hat Jupiter den einen Erdstrich mit Menschen bevölkert, denn er mehr Neigung nachzuforschen eingepflanzt hat, als einem andern? Fühleten die Menschen nicht einen gewissen Funken in sich, der sie zu was mehrern reizte, als der Instinct die Thiere, so wollte ich dir alles einräumen.

Minerva.

Es kann dieses alles wahr seyn, daß unsere Künste zufälliger Weise die Sitten verderben; aber alsdann fraget sichs noch: ob es nicht besser sey, nur funfzig Jahre unter den verdorbenen Menschen zu leben, die auf alles, sogar bis auf die Wollust künsteln, als einige hundert Jahre unter den unschuldigen Menschen, die in einer fühllosen Ruhe ihre Tage hinschleichen sehen, und ihre Glückseligkeit bloß den Bären und Tiegern erzählen müssen, die ihnen wahrhaftig mit keiner Sylbe antworten werden.

* * * * * * * * * * *

Von einigen Sitten, die den Künsten schaden.

Achtes Gespräch.

Mars. Venus. Apoll.

Apoll.

So ist es nicht genug, daß ich zu euren Händeln im Olymp schweigen muß? Auch sogar auf der Erde, wohin ich mit meinen Musen geflüchtet bin, kann ich nicht ruhig seyn?

Venus.

Wer stöhrt dich im Olymp, und wer stöhrt dich auf der Erde? Ich gewiß nicht. Das würde meinen Siegen wenig Ehre bringen. Du bist ein hübscher junger schlanker Gott. Was du für ein prächtiges langes Haar hast! Welche große blaue Augen! Wie schön du auf der Leyer spielen, und wie anmuthig du dazu singen kannst! Einen solchen niedlichen Gott könnte Venus beunruhigen? Nein, Apoll! Ich liebe die Musen zu sehr, als daß ich ihre Ruhe stöhren sollte.

Apoll.

Ach wollten die Götter, daß du sie weniger lieben möchtest!

Venus.

Wie? Du besinnst dich nicht, Apoll! Was würdest du und alle deine Musen ohne die Liebe seyn. Nur von mir erhalten sie den himmlischen Einfluß, die Empfindung; und billig sollte nur ich allein die Vorsteherinn und Schutzgöttinn der Musen seyn.

Apoll.

Du?

Venus.

Ja, ich. Nimm einmal allen deinen Dichtern das sanfte Gefühl, die zärtliche Empfindung, und dann siehe, ob sie eben so rühren

und

und gefallen werden, als itzt. Daß ich die Göttinn dieser Empfindung bin, wirst du wohl nicht läugnen, da es der ganze Olymp gesteht. Alle ihr Götter würdet eine schlechte Figur machen, wenn euch diese Empfindung fehlte. Erinnere dich einmal, mein guter Apoll, an dein eigenes Schicksal. Da dich Jupiter aus dem Olymp verbannet hatte, und du unter den Menschen ein elendes und beschwerliches Leben führen mußtest. Du warest gezwungen, bey dem Könige Admetes als Schäfer in Diensten zu gehen; aber du würdest ein erbärmlicher Schäfer gewesen seyn, wenn ich dir nicht beygestanden hätte.

Apoll.

Du mir beygestanden?

Venus.

Freylich! Was macht in Arkadien, davon deine Musen sich fast heiser singen, das Leben der Schäfer glücklich? Was anders, als die Liebe. Ich wußte die Rache, die Jupiter von dir nahm. Du dauertest mich, mein armer lieber Gott! Ich hätte mich gerne selbst in deine Arme geworfen, wenn ich mich zu der Zeit aus den Armen meines eifersüchtigen Mannes hätte reißen können. Aber wie freuete ich mich, da ich hörte, daß

du

du zu dem Hirtenstabe gegriffen hattest. O dachte ich, nun soll dem armen Gott bald geholfen werden. Er wird sehr leicht das Herz einer Schäferinn rühren können; denn du weißt, Apoll, in dem Lande der Schäfer ist nichts leichter, als das. Ich goß in das Herz einer gewissen Daphne die stärkste Empfindung, und es freuete mich, da ich sah, daß du nicht gleichgültig gegen dieß Mädchen bliebest.

Apoll.

Du hättest die Daphne für mich zärtlich gemacht? Fliehet man denn die, die man liebet?

Venus.

Warest du nicht allein Schuld daran? Geziemte es sich mit solcher Heftigkeit einem schüchternen Mädchen zuzusetzen? Nein, Apoll, so liebet man im Schäferstande nicht. Du verstehst ja die Musik so ausnehmend, du kannst ziemlich gute Verse machen, und hast dabey eine siegende Miene. Vor dergleichen Reizungen fliehet ein Mädchen so leicht nicht. Hättest du dich nicht erst zu den stärksten Seufzern, nachmals zu allen den Schwüren gewöhnen können, die in der Sprache der Verliebten die Machtwörter sind. Wenn du auch die Sache endlich aufs

ärgste getrieben, und der Daphne gedrohet hättest, du wollest dich aus Liebe zu ihr an einem Eichbaum aufknüpfen. Schade für eine solche Ausschweifung! Man saget zwar: es verletze dieß den Wohlstand eines Schäfers, und man hat deine Dichter desfalls ausgelacht, daß sie ihre Menalke so henkermäßsig verliebt geschildert haben; allein, viele Mädchen lassen sich durch dergleichen schreckliche Bilder gewinnen, die freylich auch in den Herzen der besten Liebhaber bloße Bilder bleiben; nur hättest du nicht allzu hitzig auf die Daphne losgehen sollen. Aber das ist der gewöhnliche Fehler der Mannspersonen. Wie sie alle ihre Leidenschaften hübsch auf einmal erschöpfen müssen, also auch die Liebe. Ihre Flammen sollen gleich bis auf den Grund gelöscht werden, so bald sie ein Frauenzimmer sehen, das ihnen gefällt, oder das diese Flammen erreget hat. Die armen Mädchen, die noch zu sehr an die fürchterlichen Lehren ihrer Mütter gewöhnet sind, fliehen diesen vermeynten Sturm ganz schüchtern und höchst lächerlich. Sie verkriechen sich wie das scheue Reh, sind aber vor den Nachstellungen der Mannspersonen nicht sicherer, als dieses vor der List der Jäger; und da die Frauenzimmer sich nicht alle wie

die Daphne in Lorbeerbäume verwandeln können: so müssen sie sich von der Hitze der Mannspersonen gemeiniglich in Mütter verwandeln lassen.

Apoll.

Du magst deine Verdienste um mich noch so weitläuftig beweisen; so haben sie mir doch im Grunde nichts geholfen. Ich habe die Daphne geliebet, aber nicht erhalten. Vielleicht wäre ich glücklicher ohne diese Liebe gewesen, und vielleicht wären alle diejenigen glücklicher, als sie sind, die dir nicht zu viel Gewalt über ihre Herzen einräumen.

Venus.

Und dennoch bin ich es allein, die die Herzen zu einem sanften Gefühl, und zu aller Empfindung des Reizes und der Schönheit der Tugend gewöhnen muß.

Apoll.

Ja, mische nur die Tugend in deine Liebe.

Venus.

Allerdings, Ohne eine allgemeine zärtliche Empfindung wirst du wenig Gefühl für die Tugend antreffen.

Apoll.

Mit einem Worte, Venus! Du schadest sowol der Tugend, als allen Künsten.

Venus.

Ich? die ich vielmehr den Künsten Preise setze, ja selbst der Preis der Künste bin?

Apoll.

Ja du magst den Künsten wol eben solche Preise setzen, als Mars; ihren völligen Untergang, nicht wahr?

Mars.

Der Donner nicht einmal! — Macht es durch die Waffen aus, wer recht oder unrecht hat; die beweisen mehr als euer Gewäsche.

Apoll.

Da müßte ich euch beyden gewiß den Vorzug einräumen. Die deinigen, Venus, verwüsten zwar langsamer, aber auch desto quälender.

Venus.

Ich hätte nicht geglaubet, daß du mich mit dem rauhen Gotte des Krieges in eine Classe setzen würdest.

Mars.

So rauh ich bin, Madame, so bin ich doch nichts destoweniger galant. Nur nicht in dem Falle, wo mir das Glück zuwider ist, das war oft denen den Rücken zukehrt, die ihm die verbindlichsten Complimente machen.

Apoll.

Sollte dieser muthige Trotz nicht alle das Unglück über den Erdboden gebracht haben, worunter er itzt seufzet? Ihr schadet den Künsten durch eure Sitten beyde, du, durch zu wenig, und du Venus durch zu viel Empfindung.

Mars.

Ich beweise zwar sonst alles mit dem Degen; aber ich will itzt einmal meinen Geschmack verläugnen, und mich zu Beweisen von deiner Art gewöhnen.

Venus.

Und meine Beweise sind nicht selten ein paar schöne Augen, und eine bezaubernde Miene, aber meiner Empfindung zum Trotz, will ich mich einmal zu den deinigen bequemen.

Apoll.

Es bedarf gar keiner Beweise; die Erfahrung gilt mehr, als sie. So bald du mir einräumest, Mars, daß die Empfindung und das, was man Gefühl nennt, keine Haupttugend im Kriege sey, und sie ist es wahrhaftig nicht, so bald ist es auch wahr: daß die ganze Aufführung, die du an den Helden so sehr billigest, und die doch nichts als ein

Abriß der rauhesten Sitten ist, den Künsten allerdings schadet.

Mars.

Du besinnst dich nicht, Apoll! Warum gaben denn deine Römer der kriegerischen Gemüthsart der Herzhaftigkeit, und jeder andern kriegerischen Eigenschaft den prächtigen Beynamen der Tugend?

Apoll.

Und dieser glänzende Name hat doch zuletzt alle Empfindung der Menschlichkeit, und mit ihr alle Künste und Wissenschaften verbannt. Sie ahmten in der Tugend der Tapferkeit, so wie in allen andern Tugenden den Griechen nach; aber die schönsten Tugenden der Söhne auf Erden: Künste und Wissenschafien waren auch dem Untergange nahe *, da sie erst der Tapferkeit die einzige Ehre und Belohnung zustanden.

Mars.

* Von der barbarischen Tapferkeit der Scythen, die hierinn ihre größte Ehre setzten, aber auch hierdurch, wie viele andere Nationen, die Empfindung der Menschlichkeit verdrängten, überzeuget uns der Geschichtschreiber Herodotus in seinem vierten Buche mit mehrern.

Mars.

Wenn die Tapferkeit keine Tugend ist: so wird sie also ein Laster seyn; aber alsdann ist sie ein nothwendiges Laster, den Stolz und die Zwietracht zu fesseln.

Apoll.

Du giebst mir also zu, daß der Krieg ein nothwendiges Uebel ist, das die schlechten Sitten der Menschen erzeuget haben.

Mars.

Das kann ich dir zugeben, ohne das geringste von meiner Größe zu verlieren.

Apoll.

Ist es alsdann noch zu verwundern, daß bey den verwilderten Sitten der Menschen ihre Künste viel von der Feinheit verlieren, die ihnen billig natürlich seyn sollte. Es ist nicht möglich, daß in dem Periodo, in welchem dergleichen Sitten die Oberhand gewinnen, Genies können gezeuget werden, und die wenigen Genies, die alsdann blühen, werden entweder durch den allgemeinen Strom des Verderbens mit hingerissen, sie werden eben so rauh wie der übrige Rest der Welt, oder sie werden gar dem Elend und der Blöße übergeben, wenn bey diesen verdorbenen Sitten noch der Krieg,

die verderblichste von allen Sitten die Oberhand gewinnt.

Venus.

Das ist gar nicht zu läugnen.

Apoll.

O du verdienst beynahe einen noch grössern Vorwurf als er. Du bist nicht selten die Ursache dieser verderblichen Sitte, die man den Krieg nennet. Vielleicht stünde Troja noch diesen Tag, wenn keine Venus und keine Helena gewesen.

Venus.

Kann dieser Vorwurf gelten, wenn die Uebermaaße der Empfindung mein Fehler seyn soll?

Apoll.

Die unglückliche Ursache der Verwüstung von Troja ist mehr als zu bekannt. Laß uns dieses betrübte Andenken einer rachsüchtigen Liebe nicht erneuren. Ich will dir vielmehr aus deiner allzuheftigen Empfindung und aus der Uebermaaße derselben beweisen, daß du den Künsten gewaltigen Schaden zufügest.

Venus.

Den Beweis möchte ich hören.

Apoll.

Sogleich, Madame! Die zärtliche Empfin-

pfindung, die mit Heftigkeit in unserer Seele wohnet, beherrschet gemeiniglich unsern ganzen Geschmack, und lenket unser ganzes Genie. Es ist wahr: sie verfeinert beyde, aber sie verfeinert sie auch dergestalt, daß sie dieselben endlich verzärtelt. Diese Verzärtelung bekömmt eine Gewalt über alle unsere Sitten und Handlungen. Ein jedes Vergnügen, das alsdann nicht von der wollüstigsten Vernunft ausgekünstelt ist, wird sogleich unschmackhaft. So weichlich, wie unsere Vergnügungen sind, so weichlich werden auch unsere Künste, und diese so oft gepriesene zärtliche Empfindung ist ein heimliches Gift, das sich in die Schriften der Redner und Dichter, und selbst in die Werkstuben der edelsten Künstler einschleicht. Würden die größten Genies in Rom wol die liederlichsten Verse gemacht haben, wenn nicht die verdorbenen Sitten ihrer Zeit ihnen diesen Geschmack eingeflößt hätten?

Venus.

Du verstehest dich unvergleichlich darauf, einer Sache einen Anstrich zu geben, bloß wie es dir gefällt. Du solltest einen vortrefflichen Charlaten vorstellen, mein guter Apoll.

Mars.

Ja, wahrhaftig: Charlatane seyd ihr beyde, du mit deinen Musen, Apoll, und du Venus, mit allen deinen Schönheiten im Olymp und auf der Erde. Ihr zanket euch um Gefühl und Empfindung. Einmal ist es wahr: daß Apoll derselben mit allen seinen Dichtern nicht entbehren kann, und doch wirft er der Venus den Ueberfluß dieser Empfindung vor. Du Venus hast nicht selten durch einerley Zärtlichkeit einen Schäfer glücklich, und einen Monarchen elend gemacht, Arcadien in ein Elysien und Troja in einen Steinhaufen verwandelt. Wenn es nicht lauter Charlatanterie mit euren Empfindungen ist, so will ich mich noch diesen Tag mit der Zwietracht aussöhnen.

Apoll.

Ich gebe dir zu: daß sich gewaltige und schädliche Widersprüche bey den Empfindungen äußern. Aber alle diese Widersprüche verderben die Sitten und schaden den Künsten doch lange so gewaltig nicht, als der gänzliche Mangel der Empfindungen. Jene verzärteln höchstens die Künste, indem sie dieselben verfeinern wollen. Die-

ser aber richtet sie alle zu Grunde, und heißt sie ins Elend wandern, da sie zu zärtlich sind, mit ins Schlachtfeld zu wandern.

* * * * * * * * * *

Ueber die Dichtkunst.

Neuntes Gespräch.

Mercur. Melpomene.

Melpomene.

Wahrhaftig, Mercur, es bringt dir wenig Ehre, ein Gott der Spitzbuben und des Betrugs zu seyn.

Mercur.

Eben so viel als es dir bringt, die Göttinn der Dichtkunst und der Dichter zu seyn.

Melpomene.

Du machest eine sehr wunderliche Vergleichung. Wie schicken sich der Betrug und die Dichtkunst, deine Spitzbuben und meine Dichter zusammen?

Mercur.

Recht gut. Du und alle diejenigen, die die fließende Beredsamkeit und den handelnden Witz der Kaufleute hören, werden unbemerkt dahin gerissen, aber auch eben so unbemerkt betrogen; und ich, und alle diejenigen, die ein Gedicht lesen, das du nach allen Regeln der Critik ein vollkommenes Gedicht nennen würdest, werden durch die Menge seiner Schönheiten, die es auskramet, ebenfalls dahin gerissen, aber auch ebenfalls mächtig hintergangen.

Melpomene.

Wie? Mercur! Was würde aus allen unsern Bewegungsgründen zur Tugend, aus der Schönheit derselben ja aus der Tugend selbst werden, wenn die Kunst, die sie vortragen, oder verschönern soll, nichts als ein Betrug wäre?

Mercur.

Laß dich das nicht wundern. Unser Herz will nun einmal betrogen seyn. Nur kömmt es auf die Geschicklichkeit an, diesen Betrug zu vollführen. Die Tugend verliert dadurch nichts von ihrer Würde, daß man ihr durch eine kleine List Verehrer wirbt, eben so wenig, als die Handlung etwas von ihrem Credit oder von ihrem Ansehen verlieren

lieren wird, so verschmitzt auch immer die Kunstgriffe derer seyn mögen, die derselben ihre ganze Seele wiedmen.

Melpomene.

Wenn du kein Feind der Tugend bist: so bist du doch wenigstens ziemlich gleichgültig gegen sie.

Mercur.

Ist mir darum die Tugend gleichgültig, weil ich dir den Wucher derselben bekannt habe. Du und alle deine Dichter wuchern mit der Tugend. Ihr spielt kleine Betrügereyen, um zu eurem Endzwecke zu gelangen, oder wie ihr saget: die Tugend zu lieben. Ihr nennet alle die kleinen Kunstgriffe der Poesie: Ueberraschungen, Auszierungen, Figuren, und mit einem Worte, Schönheiten; aber es sind nichts als ehrliche Betrügereyen. Ihr habt gewisse Mittel, die geschwinder auf das Herz, als auf den Verstand wirken; und wie leicht ist unser armes Herz nicht verführet! Würde man bey unserm Götterdienste der Dichtkunst ein solches Ansehen gelassen haben, wann man nicht gewußt hätte, wie geschickt sie wäre, das Herz nach der Seite hinzulenken, wohin man es haben will. Die Seite der Tugend ist der Vorwurf der Religion.

Sie hatte folglich der Dichtkunst nöthig, um desto leichter ihre Absicht zu erreichen.

Melpomene.

Darin hast du Recht, daß die Schönheiten der Dichtkunst weit geschwinder das Herz einnehmen, als die schweren Schlüsse der Urania. Aber, daß alle diese Schönheiten Betrügereyen sind, das möchte ich wohl bewiesen haben.

Mercur.

Nichts leichter als das! Alcindor ist für eine Person eingenommen, die nicht sowohl sein Herz, als sein Vermögen, liebet. Er hat sich in ihren Armen den thörichsten Ausschweifungen überlassen, die ihm bey zu später Reue ein baldiges Verderben bereiten. Keine Vernunftschlüsse, keine Warnung seiner Freunde, nicht die Vorstellung: was wird die Welt dazu sagen? Nichts kann Alcindorn in dem Laufe seiner Laster hemmen. Ist es möglich, einem Menschen die Tugend wieder reizend zu machen, deren Schönheit er nicht mehr kennet? — Du mußt es wissen, Melpomene, wie es möglich ist. Durch Betrügereyen, anders nicht. Laß nur von einem deiner Dichter ein Gemählde zeichnen, wo jeder Strich dem Alcindor ähnlich ist. Um diesem Gemälde

mehr

mehr Aehnlichkeit und Leben zu geben: so laß deine Personen handeln, und bediene dich des Rechts, das du dem theatralischen Dichter anvertrauet hast. Alcindor sieht dieses Gemälde. Er ist aber zu stolz, sich hier geschildert zu finden. Doch er wird betrogen. Er lacht über sich, und nicht über den theatralischen Alcip. Er sieht die Gefahr in die sich Alcip stürzet. Er sieht auf der andern Seite die Reizungen einer tugendhaften und zärtlichen Liebe. Jenes Gemälde wird ihn erschüttern, aber dieses wird ihn reizen. Denn so ganz lasterhaft läßt der Vater des Olypms die Herzen der Menschen nicht werden, daß sie nicht noch einiges Gefühl für die Tugend empfinden sollten. Alcindor besinnet sich, und opfert den Rest seiner Jahre nicht der Wollust, sondern der Liebe, und in ihr der Tugend auf. Aber er ist dazu verführt worden. Alle diese Schilderungen eines Alcips, eines Verschwenders und dergleichen, alles waren Erdichtungen, Betrügereyen. Alcindor glaubet ihnen, er schlägt in sich, und indem man seine Einbildungskraft hintergeht, wird sein Herz tugendhaft. Siehe, Melpomene! Brauchest du noch mehr Beweis?

Melpomene.

Es ist wahr, Mercur, die ganze Dichtkunst ist ein Blendwerk und ein Spiel unsers Herzens. — Aber ist es nicht gut, daß der, den die Schönheit der Dichtkunst überrascht, in diesem Augenblicke der Ueberraschung nicht glaubet, daß sie einen Betrug spielt?

Mercur.

Freylich. Du würdest sonst eben so wenig durch sie gewinnen, als ein Banqueroteur, der es seinen Gläubigern vorher sagen würde, daß er sie betrügen wollte.

Melpomene.

Die Vergleichung war auch allzu handelsmäßig. Aber im Ernste: wie viel gewinnt auch wol die arme Dichtkunst mit allen ihren feinen und ausgesuchtesten Betrügereyen. Der Betrug, mein lieber Mercur, den die Dichter mit unserer Einbildung und mit unsern Herzen spielen, ist bey weitem so beträchtlich nicht, als der, den deine Kaufleute mit den Börsen der Begüterten spielen. Jener erwirbt sich nicht selten Feinde, und dann und wann noch einen dunkeln tugendhaften Mann; dieser

aber endiget sich erstlich durch angesehene Banquerote, dann durch Equipagen und Ritter-Güter.

* * * * * * * * * * *

Ueber die eheliche Zärtlichkeit.

Zehentes Gespräch.

Amor. Orpheus.

Amor.

Du hättest sollen Amor gewesen seyn, mein lieber Orpheus, ich glaube, deine Stimme und deine Leyer hätten die ganze Welt verliebt gemacht.

Orpheus.

Wenigstens hätte ich mehr Zärtlichkeit in die Ehen gebracht.

Amor

Amor.

Zärtlichkeit in die Ehen? — Ja, nun wundere ich mich nicht mehr über deinen rasenden Entschluß: selbst aus der Hölle eine Frau wieder zu erbetteln. Mein guter Orpheus, wenn deine Euridice noch ein galantes Mädchen von achtzehn bis zwanzig Jahren gewesen; so wollte ich dir deine musikalische Suplik an den Pluto und der Proserpina gern verzeihen; aber so war es nur deine Frau — Bedenke selbst, wie matt und alltägig dieser Ausdruck klingt. Du bist also wohl ein recht zärtlicher Ehemann gewesen?

Orpheus.

Sollte ich wohl nicht als Musicus mit dem, was man zärtlich nennt, bekannt gewesen seyn, und diese Zärtlichkeit auch in der Ehe genutzt haben?

Amor.

Possen! Gewisse Dinge bleiben das nicht mehr, was sie waren, wenn man sie aus ihrer Sphäre in eine andere versetzt. Die Zärtlichkeit gehört in den Stand der Liebe; allein dieser Stand ist die Ehe nicht.

Orpheus.

Du träumst, Amor! Ehe, oder Liebe, oder Zärtlichkeit, siehe, das ist alles einerley.

Amor.

Amor.

Verheirathet man sich denn, um sich zu lieben?

Orpheus.

Verheirathet man sich denn, um sich zu hassen?

Amor.

Das sage ich nicht. Ich behaupte nur, daß die Liebe nicht das Wesen des Ehestandes ausmachet.

Orpheus.

Ich behaupte aber das Gegentheil, und wollte fast sagen, daß ohne Zärtlichkeit keine Ehe möglich sey.

Amor.

Nicht möglich? Wo denkst du hin, Orpheus! Ich will dir mit ein paar Exempeln diese Möglichkeit beweisen. Clarissa ward von ihrem Cleon fast angebethet, und ich unterließ nichts, beyder Reizungen zu verschönern. Ein Schwarm von Liebhabern belagerte dieses Mädchen, das alle Gelegenheit hatte, stolz zu werden, wenn es nicht gewußt hätte, daß der Stolz sowol dem Heldenruhme in der Liebe, als im Kriege, gefährlich sey. Cleon versäumte alle die tändelnden Gefälligkeiten nicht, mit denen er ein Mädchen unterhielt, das leicht

Bayerische
Staatsbibliothek
München

durch die glänzenden Liebkosungen der Stu-
tzer verführet werden konnte. Es giebt gewisse Beschäfftigungen in der Liebe, die tausend andere für Kleinigkeiten halten würden, aber die bey einem Liebhaber mit zu dem Hauptgeschäffte gehören. Du weißt, ich bin das bey dem Hofstaate zu Amathunt und Gnidus, was Mercur bey dem Hofstaate des Olymps ist; doch mit dem Unterschiede, daß er nur ein bloßer Ambassadeur, ich aber Ambassadeur u. Liebling zugleich bin. Ihre cyperische Majestät, meine liebenswürdige Mutter, empfängt die Suppliquen der Verliebten durch mich, und sie ertheilet auch bloß durch mich, u. nach meinem Ausspruche, Gnadenbezeugungen. Cleon und Clarissa machten mir täglich ihren Reverenz, und beyde wurden von dem Throne meiner Mutter erhöret. Ich erhielt Befehl: auf der einen Seite durch den Schimmer meiner blendenden Flügel alle die Westen und goldenen Aufschläge zu verdunkeln, die bisher um Clarissen geblitzt. Ich deckte mit diesen Flügeln das Mädchen des Cleons, und verscheuchte Stutzer und Narren, die sich um sie drängten, und dem Cleon ein Glück zernichten wollten, das keiner verwegener fodert, aber auch keiner minder verdient als Thoren und Witzlinge.

Auf

Auf der andern Seite durfte ich den ganzen Reiz meiner Mutter borgen, und mit demselben Clarissens Wangen verschönern. Vornehmlich beherrschte ich ihre Miene. Ich drückte in das Grübchen ihrer Wangen ein sanftes Lächeln, in ihr schwarzes Auge goß ich ein gewisses Feuer, und ihre Lippen beseelte ich mit Spott und dem feinsten Scherze: Geschöpfe von sich abzuhalten, deren ganzer Witz in einem gepuderten Kopfe, und in einem feinen Kleidergeschmack besteht. Drey Jahre verstrichen diesen beyden wie Minuten, und sie waren in dieser Zeit die glücklichsten Sterblichen. Einer der unglücklichsten Träume, den ein Liebhaber haben kann, ist die Ehe. Hymen, mein und meiner Mutter Nebenbuhler, hatte sich des Herzens des Cleons bemächtiget, und ließ ihm in diesem Augenblicke ein paradiesisches Glück träumen, das er mit seiner Clarissa in dem Stande der Ehe schmecken würde, aber das er auch wirklich nur bloß geträumet hat. Unser Herz ist sehr leicht zu verführen; und wenn es erst einmal verführt ist, so rächet es sich nachgehends auf das grausamste, und wird unser ärgster Betrüger. Cleon wußte seiner Clarissa das Süße der Ehe so reizend abzumahlen, daß sie

nach einigen Tagen seine Frau ward. Was geschah? — Hatten sie vorhero einander oft Tage lang nicht gesehen, so sahen sie sich itzt jede minute. Ein Glück, das der Liebhaber nicht um Kronen, aber ein vierwöchiger Ehemann gerne umsonst vertauschen würde. Cleon hatte sich vorhero nur für Clarissen, und Clarissa für ihren Cleon geputzt. Sie hatten als Verliebte einander nichts als Schmeicheleyen, Empfindungen und Scherz vorgesagt; als Eheleute mußten sie sich Hausgeschäfte, Nahrungssorgen und Verdrießlichkeiten entdecken. Ein täglicher umgang erhielt die vormalige Zärtlichkeit nicht mehr neu und in ihrem Feuer, und nach einem Jahre schläferte er sie gar ein. Der Mann sah endlich, daß er besser gethan, wenn er beständig Liebhaber geblieben wäre, und die Frau, wenn sie ihre Freyheit behalten hätte. Beyde trachteten also, ihr voriges Glück, so viel an ihnen lag, wieder zu genießen. Cleon, der nunmehro lernete, daß eine eheliche Zärtlichkeit mit unter die Widersprüche der Welt gehöret, suchte diese Zärtlichkeit ausser Hause, und zu seinem Glücke fand er sie. Clarissa merkete die Untreue ihres Mannes; und sie würde vor Schmerz ge-

storben seyn, wenn es die Untreue eines Liebhabers gewesen wäre. Itzt aber hatte sie bloß ihr Vergnügen an der Rache, und fand dieselbe Zärtlichkeit ausser dem Umgange ihres Mannes, die ihr Cleon nicht mehr bey ihr finden wollte und konnte. Seit der Zeit leben sie wie Eheleute leben müssen. Sie wohnen bey einander, sie essen zusammen, sie sagen sich Grobheiten, und spielen morgen dieselbe Rolle wieder, die sie heute spielten. Aber keine von diesen Scenen wird durch die Zärtlichkeit ausgefüllt. Selbst die kleine Caroline, die erst vor einigen Tagen dem Cleon von seiner Clarissa gebohren worden, ist bloß die Frucht ihrer Ehe, keinesweges aber die Frucht ihrer Liebe.

Orpheus.

Deine Erzählung ist ziemlich lang gerathen. Doch die Verliebten plaudern gerne. Wir wollen es bey diesem einen Exempel gut seyn lassen. — Aber wenn du mir auch tausen solche Ehen anführest, so will ich dir allemal tausend Ursachen angeben, warum keine Zärtlichkeit bey ihnen statt haben kann. Wenn man sich bestrebte, auch noch verheirathet einander dieselbe Hochachtung zu erweisen, die man sich als Liebhaber und Geliebte erwiesen, wenn man nicht glaubete,

unsere Frau sey unsere erste Bediente, und unser Mann ein Sclave unsers Hochmuths, wenn man gegen einander allemal den Wohlstand eben so sittsam beobachtete, als vorhero, wenn man das Vorurtheil ablegen wollte, als wenn aller Scherz und alle Liebkosungen im Ehestande kindisch wären, weil man die kleinen Zänkereyen, die kein Umgang, geschweige der eheliche, ganz vermeiden kann, nicht in Grobheiten ausarten, sondern sie eine neue Nahrung der Liebe seyn ließe, kurz, wenn wir uns allemal in die Tage versetzt zu seyn glaubten, da unsere Geliebte der einzige Wunsch, und das ganze Glück unsers Herzens war: so würde diese Zärtlichkeit keine Chimäre, sondern eben so wesentlich seyn, als sie vielleicht gewesen ist, da unsere Frau noch nicht unsere Frau war. Es ist wunderlich: die Mannspersonen knien anfänglich vor ihren Schönheiten, wie vor Götzen, sie schmeicheln und betteln wie die Kinder, sie schwören alles, was sie nicht glauben, und versprechen mehr, als sie halten können; aber kaum haben sie ihren Zweck erreicht: so gestehen sie, daß es Thorheit gewesen sey, sich so wenig männlich gegen ein Mädchen zu bezeigen, und daß es eine neue Thorheit seyn würde, alles das zu erfüllen,

füllen, was sie versprochen hatten. Die Reue folget nach, und mit ihr der Verdruß. Der Verdruß gebiehrt eine Nachläßigkeit oder Gleichgültigkeit in unsern Liebkosungen. Diese Gleichgültigkeit nimmt zu, so wie die Reizungen unserer Gemahlinn abnehmen, oder auch nur so, wie der Tage und Monate mehr werden, da wir an ihr einen beständigen Umgang haben. Die Ursachen auf Seiten des Frauenzimmers sind eben so viele. Ich und meine Euridice, Amor, wir haben diese Ursachen vermieden. Ich liebte sie zärtlich, und sie wünschte nichts, als mich. Sollte man eine solche Frau nicht wohl zweymal von den Göttern erflehen?

Amor.

Du bist also, wie es scheint, ein sehr galanter Ehemann gewesen.

Orpheus.

Allerdings, wenn du das anders galant nennest, seine Frau zu lieben.

Amor.

Ein Ehemann kann seine Frau allerdings lieben, auch nur bloß darum, weil sie ein Frauenzimmer ist, aber außerordentlich zärtlich zu seyn, das gehört nicht in die Sphäre der Ehe, und das ist es, was ich sage.

Orpheus.

Nach deiner Moral würden wir wenige vergnügte Ehen haben.

Amor.

Und nach der deinigen würde man dem einen Stande das Vorrecht des andern rauben. Aber im Ernste, wo hast du auch jemals eine recht vergnügte Ehe gesehen.

Orpheus.

Wo? Höre nur: ich und meine Euridice.

Amor.

Ja, immer du und deine Euridice! Das Lied ist nun schon so alt, daß es alle Felder und Gebirge auswendig wissen.

Orpheus.

Aber würde ich meine Euridice, die durch meine Klagelieder dem Echo und den Gebirgen so bekannt geworden ist, würde ich diese Liebste jemals wieder von dem Höllengott erfleht haben, wenn ich nicht Zärtlichkeit für sie gehegt hätte?

Amor.

Weil du vielleicht der einzige Ehemann bist, der seine Frau wieder aus der Unterwelt zurück wünscht: so will ich dir deine Meynung gerne lassen; aber laß auch mir und allen Verliebten das Wort Zärtlichkeit; du und

alle Eheleute könnt euch des Wortes Treue bedienen. Das ist der Ordnung gemäß. Alsdann schwören die Verliebten eine beständige Zärtlichkeit, und die Verheiratheten eine eheliche Treue. Aber beyde, mein guter Orpheus, bestehen gemeiniglich nur in bloßen Worten; und ich glaube noch immer, daß dir Pluto deine Frau mehr aus der Ursache wieder gegeben, deine Thorheit zu bestrafen, als daß es eine Vergeltung deiner Zärtlichkeit, und eine Achtung für deine Leyer sollte gewesen seyn.

* * * * * * * * * * *

Ueber die Aerzte.

Eilftes Gespräch.

Esculap. Charon.

Charon.

Ist es nicht wunderlich, mein Freund, so lange du dein Handwerk auf Erden triebest, machtest du Lebendige

aus den Todten; nun aber machen deine Nachfolger Todte aus den Lebendigen. Deine Profeßion muß entsetzlich aus der Mode gekommen seyn; aber für mich ist das sehr ökonomisch.

Esculap.

Seitdem die Vergötterung der Aerzte nicht mehr statt findet, seitdem wirst du auch von keinem Arzte hören, daß er mein Arcanum speciale, die Auferweckung der Todten betreffend, habe zu brauchen gewußt.

Charon.

Aber warum vergöttert man deine Collegen heut zu Tage nicht mehr, wie dich?

Esculap.

Warum? weil die Menschen itzt nicht so viel nach ihrer Erhaltung fragen.

Charon.

Die Menge von Seelen, die ich also täglich seit geraumer Zeit über den Styx schiffe, die sollten mit Freuden selbst aus der Oberwelt eilen? — Es könnte vielleicht wahr seyn, Esculap. Es trägt sich nicht selten zu, daß unter diesen Seelen ein gewaltiger Lärm entsteht. Neulich hatte ich eine ungeheure Ladung. Gerade gegen mir über saß eine dicke Seele in einem Pelzmantel und mit einem abscheulichen Knebelbar-

barte. Als wir diesseits des Ufers kamen, wo ich bereis einige tausend abgesetzt hatte, fieng diese Seele aus vollem Halse an zu schreyen: Schlagt an! Feuer! — Auf einmal waren alle andere Seelen in Bewegung, und ich hörte nichts als die Worte: Courage! Pardon! Nichts Pardon! und dergleichen mehr murmeln. — Aber im Ernste, Esculap, wofern das Ding so anhält: so werde ich den Rhadamantes bitten, daß er dich wieder in die Oberwelt schicket, damit diese Seelen wenigstens hübsch langsam und nach der Ordnung zu Tode curirt werden.

Esculap.

Bist du toll, Charon! Und wenn man mich auch zum zweytenmal vergöttern wollte, so möchte ich das nicht vornehmen, weil meine Arztney gewiß nicht anschlagen würde.

Charon.

Wie, nicht anschlagen?

Esculap.

Nein, sage ich dir. Man würde mich mit allen meinen Elixiren auslachen, und mich zum Spott * den Universalapotheker der

* Einen ähnlichen Gedanken findet man in der Bibliotheque raisonnée. Der Cardinal Fleury nen

der Oberwelt nennen. Ich müßte den Gott Mars seiner Gottheit, ja selbst seines Daseyns berauben, wofern das angehen könnte.

Charon.

Ich verstehe dich, du willst so viel sagen: Wider die Krankheit der Menschen, sich einander zu erwürgen, ist kein ander Hülfsmittel, als wenn der Olymp und die Erde umgekehrt würden. Wenn das ist: so laß es nur mit den Menschen immer bleiben, wie es gewesen ist.

Esculap.

Das wird ohnedem geschehen. Aber ich sollte meynen, daß du ein geschworner Feind aller Aerzte wärest.

Charon.

Da irrest du sehr. Ich gönne keinem Menschen den Besitz der Oberwelt lieber, und schiffe niemand unwilliger über, als diese Herren.

Esculap.

Warum?

Charon.

Das will ich dir sagen: Die Seelen, mit denen

nennet in einem Schreiben an den Herrn Fontenelle den Abt *de Saint Pierre*: l' apoticaire de l' Europe, wegen seines Projects: de paix perpetuelle.

denen sie gewirthschaftet haben, verhalten sich bey der Ueberfahrt fein ruhig, weil sie versichert sind, daß sie nach allen Regeln der Arzeneykunst in die Unterwelt gelangen; weit ruhiger, als diejenigen kriegerischen Seelen, die ohne alle Arzeney in einem Augenblicke diese Reise antreten müssen.

Esculap.

Nach deiner Meynung ist das die wahre Profeßion der Aerzte: daß sie aus den Lebendigen Todte machen.

Charon.

Ja, zufälliger Weise. Es ist wahr. Die Menschen würden auch ohne Aerzte ebenfalls regelmäßig, aber vielleicht nicht so bald, vielleicht auch nicht so spät, sterben, wenn ihr Herren nicht wäret.

Esculap.

Du bist noch billiger, als ich geglaubet habe, und machest unter meinen Collegen einen Unterschied.

Charon.

Warum das nicht! Du mußt wissen: mein Handwerk hat mir Gelegenheit gegeben, mich in einer jeden Wissenschaft umzusehen. Schiffe ich einen Rechtsgelehrten über: so muß er mir seine Processe erzählen. Kömmt ein Poet, so muß er mir

alle

alle seine Verse vorlesen, die er Zeit seines Lebens auf mich gemacht hat, und viele derselben klingen so vertraut, als wenn wir beständig Cameraden gewesen. Läßt sich ein Arzt überschiffen; so muß er mir jede Composition seiner Recepte erklären. Ich bin noch öfter so neugierig, daß ich mich bey vielen Seelen nach der Methode erkundige, die ihr Arzt bey ihnen gebrauchet hat, sie mir zu überliefern. Denen Seelen, die mehr Pulver und Tropfen als Ragouts gespeiset haben, denen sage ich es gerade in das Gesicht, daß ihr Arzt ein Ignorant gewesen; und zum Unglück kommen seit einer undenklichen Zeit viele solche Seelen an. Sage mir, Esculap, mediciniren sich diese Herren nicht einmal selber zu Tode, da sie so vielen andern das Leben nicht erhalten können?

Esculap.

Ich muß dir nur im Vertrauen sagen, daß die Parcen keinen Faden schwerer durchschneiden können, als den Faden eines Unwissenden Mediciner.

Charon.

Und die Ursache?

Esculap.

Die ist begreiflich genug. In dem Reiche der Schatten würde lange kein solches Gewerbe seyn, und selbst du würdest nicht viel verdienen, wenn dergleichen Aerzte aus der Oberwelt weggerafft würden.

Charon.

Daraus sollte man fast den Schluß machen, daß die Arzeneykunst mit zu den Uebeln gehöre, die die Pandora aus ihrer Büchse über die Oberwelt ausgeschüttet hat.

Esculap.

Sie hat wenigstens, ihrer Erfindung nach, einen großen Theil an diesen Uebeln.— Ich will dir mit einem Worte sagen, was ich von den heutigen Aerzten überhaupt halte. Sie kommen mir alle vor, wie die Priester des Janus. Die Opfer der guten und schlechten Priester sind beyde gleich kostbar, aber beyderley Gelübde sind doch nicht im Stande auf ihr Wort den Tempel des Janus zuzuschließen. Alle Aerzte, die schlechten wie die guten, wuchern mit ihrem Handwerke, und machen es kostbar, aber die Arzeney keines einzigen ist im Stande, den Faden der Sterblichen wirklich zu verlängern, den die unerbittliche Parce abspinnt. Jene,

ne, die Priester, sind aus Wohlstand, diese, die Aerzte, bloß der Ueppigkeit wegen da. Als die Menschen vor den unglücklichen Zeiten der Pandora bloß die Bedürfnisse der Natur foderten, da hatten sie weder Heilungsmittel noch Medicin nöthig. Es ist wahr: sie hatten von niemand etwas zu hoffen, als von der Natur; aber sie hatte auch im Gegentheile nichts zu befürchten, als ihre eigene natürliche Schwäche, und diese Schwäche, Charon, hat dir gewiß weniger Seelen zugeführet, als alle heutige Künsteleyen der Vertheidigung und der Selbsterhaltung nimmer thun können.

---

* * * * * * * * * *

Ob der angreifende, oder der sich vertheidigende Theil in der Liebe mehr Ehre hat.

Zwölftes Gespräch.

Venus. Mars.

Venus.

In der That, es steht einem Gott auch wohl sehr an, die ganze Welt in Krieg und Flammen zu setzen. Seitdem deine Söhne dir so ähnlich sind, ist alle Zärtlichkeit verbannt, und eine Art von wilder Hitze eingeführet worden, die mehr den Untergang, als die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes zur Absicht hat.

Mars.

Ich bin heute ziemlich dazu aufgelegt, mich durch Moralen einschläfern zu lassen. Ich bitte dich also, Venus, fahre mit deiner Sitten-Predigt fort, ich verspreche dir auch, von niemand, als von dir, zu träumen, und zwar das erstemal in meinem Leben.

Venus.

Du, von mir träumen? Ich will deine Seele dieser unbequemen Beschäfftigung überheben. Du, und alle ihr andern Helden, habt zwar in eurem ganzen Leben nichts gethan, als geträumet. Ihr entwerfet in euren Gedanken Plane von Schlachten, von Eroberungen, und gebet der Ausführung dieses Plans das lächerliche Beywort der Ehre; und es sind doch nichts als Träume, wenn man das Ding genau nehmen will.

Mars.

Nun ja doch, Mädchen, wir träumen. Und alle Helden, bis auf den Hunderttausendsten, der noch wird gebohren werden, trämen alle; aber sie träumen auch alle wie Helden. Und selbst du, die du so sehr darüber spottest, erinnerst dich nicht, daß du ebenfalls in deinem ganzen Leben nichts anders gethan hast. Nur mit dem Unterschiede: daß

daß deine Träume weit lächerlicher, als die unserigen sind. Ich, und meine Mitbrüder, die Helden, träumen von Ehre und Unsterblichkeit, und du von Liebe und Beständigkeit. Zwey Dinge, die man nur dem Namen nach kennet.

Venus.

Wie, die Beständigkeit wäre nichts Wesentliches?

Mars.

Nein, sage ich dir. Und ich will dir beweisen, was ich sage. Welches Mädchen hat jemals den Angriff der Mannspersonen nach allen Formen ausgehalten, und ist in der Entschliessung beständig geblieben, ihre Triebe und die Triebe der Mannspersonen zu regieren. Ihr seyd allzu schwache Werkzeuge, ihr guten Kinder, als daß man sich von der Stärke eurer Beständigkeit, und ich fürchte, ich fürchte, auch von eurer Liebe viel versprechen könnte.

Venus.

Ich gebe zu, Mars, daß uns diese Stärke fehlet; und ohne zu untersuchen, ob ihr Herren Männer, (du und alle deine Helden mit eingeschlossen,) diese Stärke in einem so hohen Grade besitzt: so muß ich dir nur sagen, daß wir Frauenzimmer, als der an-

gegriffene Theil, in der Liebe noch immer mehr Stärke nöthig haben, und wenn es auf die Untersuchung ankömmt, auch wirklich haben, als ihr Mannspersonen.

Mars.

Das wirst du mir mit deiner ganzen wollüstigen Philosophie nicht beweisen. Aber ich wollte dir wohl nach allen Regeln der Kriegeskunst darthun, daß derjenige Theil, der den Angriff unternimmt, allerdings seine Stärke kennen, und sie nach allen Kräften gebrauchen wird.

Venus.

Possen! Man hat darum noch nicht eben das Vermögen zu einer Sache, wenn man dasselbe gleich kennet und zu gebrauchen weiß. Inzwischen, mein Herr Erdverwüster, will ich Ihnen Ihre Stärke nicht abstreiten; das aber werde ich nimmer zugeben, daß in dem Kriege der Liebe der angreifende Theil mehr Ehre von seiner Stärke haben sollte, als der sich vertheidigende Theil. Ich nenne den Angriff auf unser Herz einen Krieg, weil ich die Ehre habe, mit einem Kriegsmanne zu reden.

Mars.

Ich bin Ihnen für diese Herablassung sehr verbunden, Madame Venus. Aber

was den Punct der Ehre anbetrifft: so bitte ich dich, laß uns in dieser Sache keine Neuerungen machen. Da du einmal so gut gewesen, und den Angriff auf das Herz der Frauenzimmer mit dem Kriege verglichen hast: so wollen wir bey dieser Vergleichung bleiben; und nun bitte ich dich, Mädchen, wer machet bey der Eröffnung eines Feldzuges mehr Aufsehen: Derjenige, so den Angriff waget, oder der, so sich vertheidiget?

Venus.

Die Helden schließen gemeinglich sehr geschwind, und daher auch gemeiniglich sehr schlecht. Gesetzt, daß der angreifende Theil mehr Aufmerksamkeit erwirbet; folget denn daraus, daß er auch die meiste Ehre davon trägt? Die Vertheidigung, mein lieber Mars, nicht der bloße Angriff, bringt Ehre. Seinen Feind angreifen, dazu brauchet man nur den Vorsatz, etwas List, und nicht selten ein großes Theil von Tollkünheit; aber sich vertheidigen, dazu wird Klugheit, Unerschrockenheit und ein gesetztes Wesen erfodert.

Mars.

Aber beym Jupiter! wo war denn alle deine Klugheit, als der häßlichste von uns

Göttern dein Herz bestürmte, und es ohne Widerstand eroberte? Wenn es noch ein anderer lieblicher Gott, wenn es z. E. Apoll gewesen wäre: so würde dir vielleicht deine Niederlage Ehre gebracht haben.

Venus.

Häßlich oder nicht, Bey dem Angriffe auf unser Herz hat die Schönheit oft nur ein sehr geringes Antheil. Die Gelegenheit, mein lieber Mars, erobert Festungen, und sollte sie nicht noch leichter ein Herz erobern können? Es sind weit stärkere Mittel dem Herzen Fesseln anzulegen, als ein alabasternes Gesichtchen und eine nette Taille. Goldene Kugeln schießen viel leichter und geschwinder Bresche, und die versilberten Hände der häßlichsten Graubärte richten eine stärkere Niederlage unter unserm Geschlechte an, als die niedlichsten Stutzer, die die Liebe bewaffnet. Allein diesen Anfällen zu widerstehen, sowol denen, die die Liebe, als auch denen, die der Eigennutz auf uns vornimmt, das ist eine weit vorzüglichere Ehre, als dieser Angriff selbst. Und wenn du alle die Unbequemlichkeiten und alle die Klugheit betrachten willst, die dazu erfodert wird, unser armes Herz zu vertheidigen, das zwar so leicht re=

bel=

bellisch werden, aber auch eben so leicht sich wieder ergeben kann; so wirst du nicht einen Augenblick diese Ehre zweifelhaft seyn lassen.

Mars.

Wenn wir inzwischen die Sache recht genau nehmen wollen: so mußt du selbst gestehen: daß wir Mannspersonen ein gleiches Antheil an dieser Ehre haben. Denn, wenn der angegriffene Theil von seiner Vertheidigung Ehre hat, so folget daraus, daß der, so den Angriff unternommen, ihn gut, und nach allen Formen unternommen habe. Und sollten wir Mannspersonen uns nicht zimlich darauf verstehen, ein Herz zu bestürmen, und es uns unterwürfig zu mamachen?

---

* * * * * * * * * *

Ueber den Geschmack.

Dreizehntes Gespräch.

Bachus. Apoll.

Bachus.

Mein guter Apoll, du hast dich deines Rangs, den dir die Musen eingeräumt, sehr oft zu deinem Eigennutz bedient, und ihn zum Werkzeug der Rache gemacht.

Apoll.

Ich, zum Werkzeug der Rache? und gegen wen?

Bachus.

Erinnre dich nur, wie sehr du den armen Midas gestraft, weil er der Flöte des Pans, und nicht der Leyer des Apoll den Vorzug einräumen wollte.

Apoll.

Die Königliche Seele des Midas war auch mit deiner Erlaubniß eine rechte plumpe

pe Seele. Was das für ein musikalischer Geschmack ist, eine einförmige Rohrflöte dem silbernen Klang meiner helfenbeinernen Leyer vorzuziehen!

Bachus.

Ein jeder hat seinen Geschmack, und ich weis nicht, ob es gut ist, uns denselben zu rauben, da man uns sonst ein großes theil unsers Vergnügens rauben würde. Ich bin weit billiger mit diesem König umgegangen. Da er, wie alle Fürsten, eine unersättliche Begierde nach Reichthum hatte, und mich batt, ich mögte unter seinen Händen alles zu Gold werden lassen; siehe, so habe ich ihm seine Bitte gewährt.

Apoll.

Und da er in seinem Urtheil einen so entsetzlich dummen Geschmack blicken ließ, so habe ich, seiner Dummheit gemäß, sein grobes Gehör noch mehr vergnügen wollen, und ihn folglich mit ein paar Eselsohren beschenkt.

Bachus.

Ein gewaltiger Unterschied! Er hatte mich um die Gabe, Gold zu machen, gebeten; aber er hatte von dir keine Eselsohren verlangt.

Apoll.

Er hatte sie verdient. Dies ist Rechtfertigung genug.

Bachus.

Wie konnte er sie wol verdienen, da das Werk des Geschmacks gar nicht seine Sache war?

Apoll.

Eben darum, weil er sich in eine Sache einließ, die er nicht entscheiden konnte.

Bachus.

Aber heist das nicht das Ansehen seiner Phrygischen Majestät gewaltig schmählern?

Apoll.

Nicht dem Könige, dem Criticus habe ich Eselsohren gezaubert,

Bachus.

Aber der Criticus bleibt doch allemal König, und muste billig jenem alles Gewicht geben.

Apoll.

Das mag in andern Dingen angehen, nur nicht in den Werken des Geschmacks. Ein Prinz kann die lächerlichsten Befehle ausschreiben. Die Majestät wird seine Thorheit bedecken. Heimlich kann man ihrer zwar spotten, aber öffentlich muß man sie verehren. Allein, sobald die Majestät

sich in die Urtheile des Geschmacks mischt, so bald ist der Geschmack, und nicht sie der Richter; und ein jeder dieser Herren, der von den Werken der Musen eben so Königlich urtheilen würde, wie Midas, verdiente ebenfalls zwo so lange Ohren, als dieser Phrygier.

Bachus.

Wie viele Ohren würden alsdann nicht müssen verlängert werden!

Apoll.

Und mit dem allen würden diese Herren doch nichts dabey verlieren; selbst auch dann nicht, wenn gleich ihre Kammerdiener eben so geschwätzig seyn sollten, als der Barbier des Midas, der dies Ohrengeheimniß sehr schlecht zu verwahren wußte.

Bachus.

Aber sage mir, mein lieber Apoll, gründest du den Geschmack nicht auf die Empfindung, und nennest du das nicht richtig und mit Geschmack urtheilen, wenn man nach seiner Empfindung urtheilt?

Apoll.

Allerdings!

Bachus.

Nun, so sage ich dir, daß dem Midas zu nahe geschehen ist. Nach seiner Empfin-

pfindung kützelte ihn der Thon des Pans mehr, als der Schall deiner Saiten. Er urtheilte nach dem, was er empfand. Ueber den Geschmack, weißt du selbst, ist nicht zu streiten. Dies war der seinige. — Aber wo kommen die Esels-Ohren her?

Apoll.

Auch von dem Geschmack! Freylich, gründet sich der Geschmack auf die Empfindung; aber worauf gründet sich diese? — Nicht wahr, diese Lücke hast du nicht ausgefüllt. Ich will es an deiner Statt thun, und meine Rache dadurch rechtfertigen. Um die Schönheit und den Werth einer Sache zu empfinden, muß man die Sache selbst erst kennen. Du wirst mir zugeben, daß Midas den Werth der nöthigen Dinge, die man zu seinem Unterhalt und zu seinem Vergnügen braucht, nicht recht kannte; würde er sonst wol das thörigte Verlangen geäusſert haben, daß alles unter seinen Händen zu Gold werden mögte. Die Empfindung, die hier in der Seele des Midas vorging, war höchst falsch, und sein Geschmack folglich eben so unrichtig, als seine Empfindung, die diesen Geschmack gebohren hatte. Der musicalische Geschmack dieses Königs war eben

eben so lächerlich. Ein jeder ausser ihn, würde den Unterschied des Schönen zwischen meiner Leyer und der Flöte des Pans eingesehen, und wenn er ihn eingesehen, auch empfunden, und alsdann richtig geurtheilt haben. Ich hätte es dem Midas vergeben, wenn seine Seele in diesem Stücke von einer falschen Empfindung wäre angefüllt gewesen; aber er hätte nur nicht mit einem Königlichen Machtspruch urtheilen sollen. Er that es, und ich vergalt sein Urtheil mit ein paar gewaltigen Ohren. Es giebt nur einen guten Geschmack. So wie eine jede Sache ihrem Werth nach nicht verschiedner Seiten zugleich fähig ist; so wird ein jeder, der diesen Werth wohl untersucht, ihn richtig empfinden, und dann auch richtig, das heißt mit Geschmack von ihr urtheilen können.

---

* * * * * * * * * * *

Daß der Menschenhaß und die Absonderung von der Welt sehr oft Folgen unsrer nicht befriedigten Leydenschaften sind.

Vierzehntes Gespräch.

Facus. Mercur. Charon. Diogenes.

Charon.

Mein Fährgeld! Philosoph!

Diogenes.

Schreye, so viel du willst, du wirst dir doch nicht einen Heller erschreyen.

Charon,

Beym Stix! nicht einen Heller für die Fahrt!

Diogenes.

Wie kannst du verlangen, daß ich dir Geld geben soll, da ich doch selber keins habe.

Cha-

Charon.

Du hast keins?

Diogenes.

Wahrhaftig nicht!

Charon.

So werde ich dich statt der Bezahlung bey deinem philosophischen Bart an meinem Mastbaum aufknüpfen.

Diogenes.

Zurück! Oder ich werde dir meinem philosophischen Prügel den Schedel zerblauen.

Charon.

Aber soll ich dich denn ganz umsonst übergesetzt haben?

Diogenes.

Mercur mag an meiner Statt bezahlen! warum hat er mich hieher gebracht.

Mercur.

Es verlohnte sich wol die Mühe, noch für die Seelen zu bezahlen. Ist es nicht genug, daß ich sie begleiten muß?

Charon.

Ich lasse dich nicht ehe aus meinem Kahn. Wie, du solltest der einzige seyn, der umsonst in meine Barque gestiegen wäre?

Diogenes.

Ich will dir für deine Bemühung eine ganze Stunde von der Verachtung des Reichthums predigen.

Charon.

Laß wenigstens sehen, was du in deinem Renzel hast?

Diogenes.

Ein paar gesottne Eyer, weiter nichts.

Mercur.

O laß ihn immerhin aussteigen, Charon! ich will dir vom Facus schon Genugthuung verschaffen — komm, Diogenes, folge mir durch jene Pforte nach dem Richterstuhl des Facus — Hier, Gott des Styxes, bringe ich dir eine ehrwürdige Seele, ihr das Urtheil zu fällen.

Facus.

Wer bist du mit deinem Sack und deinem knotigen Prügel?

Diogenes.

Ich bin Diogenes, ein Schüler des grossen Antisthenes.

Facus.

Was warst du vorher, ehe du sein Schüler wurdest?

Diogenes.

Wenn es mir erlaubt ist, eine viertel Stunde vor deiner Majestät zu reden, so will ich dir diese Frage beantworten.

Mercur.

Du kannst immer deine Antwort kurz einrichten, denn ich habe noch mehr Seelen vorzuführen.

Diogenes.

Ehe ich meinen Lehrmeister kannte, hatte ich von der Freyheit der Seele, und von dem verächtlichen Werth aller Dinge der Welt ganz und gar keine Begriffe. Allein da der Entschluß einmal bey mir gefaßt war, nach dieser Freyheit zu trachten, so konnte mich nichts, selbst nicht die Stockschläge meines Lehrers abhalten, ihm als Schüler zu folgen.

Eacus.

Das heist nicht auf meine Frage antworten. Wer war dein Vater?

Diogenes.

Bürger zu Athen.

Eacus.

Was war seine Beschäftigung?

Diogenes.

Er war Banquier.

Jacus.

Weiter!

Diogenes.

Er war Banquier, ist das nicht schon genug?

Jacus.

Womit vertrieb er sich die Zeit, wenn er kein Geld umsetzte?

Diogenes.

Daß er selbst welches machte. Es ist wahr, er wurde aus dieser Ursache verbannt, und da ich dem Exempel meines Vaters folgte, verbannte man mich ebenfalls. Aber den Göttern sey es gedankt, daß sie mich dies Laster begehen ließen; denn ohne ihn wurde ich kein Schüler des Antisthenes, kein Philosoph und kein freyer Mensch geworden seyn.

Jacus.

Was hat deine Philosophie vor einen Endzweck gehabt?

Diogenes.

Die Leidenschaften zu beherrschen, und die Seele frey zu machen.

Jacus.

Antworte mir auf zwo Fragen. Sage mir erst, warum wohntest du in der Tonne?

Dioge-

Diogenes.

Weil ich nicht bey den Sclaven der Erde in Häusern wohnen mögte.

Jacus.

Fandest du denn die Menschen so entsetzlich abscheulich, daß es nicht möglich gewesen wäre, mit ihnen auszukommen?

Diogenes.

Sage mir erst, wo ich überhaupt Menschen hätte antreffen sollen. Gesucht habe ich sie wohl, aber gefunden? — nein, Facus niemals!

Jacus.

Du gestandest, daß du kein Philosoph würdest geworden seyn, wenn du nicht vorher ein falscher Münzer gewesen.

Diogenes.

Allerdings.

Jacus.

Wenn dich also die Republik Athen immerfort ungestraft hätte münzen lassen, so wärst du vielleicht Zeitlebens ein Spitzbube geblieben?

Diogenes.

Das wäre möglich gewesen.

Jacus.

Ich will dir ganz kurz erzählen, wie es in diesem Stück um deine Philosophie aus-

sieht. In deiner Seele hat eine gewaltige Leidenschaft geherrscht: der Geist, oder wenn du es lieber willst: die Geldbegierde. Sie war dir vielleicht von deinem Vater angebohren. Diese zu befriedigen, hast du alles angewandt. Eine Leidenschaft, die man nur obenhin befriedigt, wird zur Wuth, und verlangt ihre Genugthuung mit Ungestüm. Was solltest du machen? Zum Diebstahl warst du vielleicht nicht verschlagen genug. Du wolltest also einen feinern Betrug spielen, und spieltest in der That einen gröbern. Du glaubtest, der Rath zu Athen würde so einfältig seyn, und deine Stempel nicht für falsch erkennen. Aber zu deinem Unglück war er es nicht; und du mußtest mit deinem Vater ins Elend wandern, eben zu einer Zeit, da deine Leidenschaft sich mitten in dem Genuß ihres Vergnügens befand. Eine Leidenschaft, der man den Willen bricht, ist wilder, als ein Kind, dem man seine Puppe zerschmeißt. Aus Rache legtest du dich auf die Philosophie, und selbst aus Rache oder Eigensinn wolltest du aus einem Betrüger ein redlicher Mann werden. Du fiengst an von der Verachtung der Reichthümer zu predigen; aber diese Verachtung erstreckte sich mehr auf den Rath zu Athen, der deiner

Leidenschaft einen Riegel vorgeschoben, als auf die Leidenschaft selbst. Du fiengst an, dich von der Gesellschaft der Menschen abzusondern, und quartirtest dich in eine Tonne; aber wahrhaftig aus lauter Verdruß, daß du dich von deinen falschen Münzen hattest trennen müssen. Wenn man deine Leidenschaft befriedigt hätte; so würdest du gewiß der menschlichen Gesellschaft keinen Krieg geschworen haben. Beantworte mir nun auch die zwote Frage: Warum hieltest du es nach deiner Philosophie erlaubt, schmuzig zu seyn, und die Dinge, deren man sich öffentlich schämt, ohne Scheu und vor aller Augen zu vernichten?

Diogenes.

Weil auf einen freyen Menschen keine Schande fallen kann.

Facus.

Nein; sondern weil du deinen Stolz nicht besser als durch die Niederträchtigkeit befriedigen konntest. Stolz bist du außerordentlich gewesen, Diogenes! Und wenn ich es sonst nicht wüßte, so weiß ich es daher, weil du geizig gewesen bist. Alle Laster stehen mit einander in der genauesten Verwandtschaft. Du wolltest unter der Bande der Cyniker gern bemerkt werden, du mußtest

also außerordentlich werden, weil du versichert warst, daß dies in der Welt das meiste Aufsehn macht. Du krochst in eine Tonne, aber du warst in diesem Loche weit hochmüthiger, als Alexander in seinem Panzer. Kurz, dein Geiz und dein Stolz, die du beyde nicht befriedigen konntest, sind lediglich an deiner Schwärmerey in der Philosophie und an deinem Menschenhaß Schuld gewesen. — Sorge, Mercur, daß eine Tonne beym Eingange dieses Orts dem Cerberus gegen über hergeschaft, und in derselben der Cynicker gefesselt werde. Eine jede andere Gesellschaft außer dieser würde sich nicht für ihn schicken.

Mercur.

Er ist dem Charon das Fährgeld schuldig geblieben; und der will durchaus bezahlt seyn.

Facus.

Nimm ihm den knotigten Prügel, und bey der ersten Ambassade die du auf der Welt zu verrichten hast, verkaufe ihn an die Secte der Philosophen, die den Stock des Diogenes als eine philosophische Reliquie gewiß theuer bezahlen werden. Charon kann davon befriediget werden; und diesen Herren sey es dafür künftig erlaubt, statt der Beweise

weise mit dem Prügel auf ihre Gegner loszugehen.

Mercur.

Gut. Ein jeder dieser Herren ist zwar, wie ich zuverläßig weiß, bereits mit einem so bündigen Argument versehen — Allein vielleicht kann ich ihn auch itzt bey den Staatsmännern ehe, als bey den Philosophen anbringen.

* * * * * * * * * *

Ueber die Leidenschaften und die Vernunft.

Funfzehntes Gespräch.

Urania. Melpomene.

Urania.

Mit aller meiner Vernunft habe ich unter den Menschen nicht selten die lächerlichste Rolle gespielt.

Melpomene.

Das ist kein Wunder! Du wirst in deinem Leben keine andre spielen können.

Uranie.

Und warum nicht?

Melpomene.

Weil du die Menschen bloß mit deiner Vernunft regieren willst; aber dies ist gar nicht dieser Leute ihre Sache.

Urania.

Und dennoch ist sie das Mittel, die Menschen zur Beobachtung ihrer Pflichten zu zwingen.

Melpomene.

Eben deswegen, weil sie das ist, und weil die Menschen gar nicht gezwungen seyn wollen; so wirst du niemals bey ihnen dein Glück machen.

Urania.

Ich kann es ohnmöglich glauben, daß sie so vorsetzlich wider ihren Vortheil handeln sollten. Wirf einmal einen Blick auf die vorgegangene Zeiten, da meine Künste den Bewohnern der Erde noch fremde waren. Was waren die Menschen da? Unerfahren in den Lehren der Weisheit, von aller Hülfe entblößt, ohne Gesellschaft, bloß ihren Trieben überlassen. Und was sind sie itzt?

Melpo-

Melpomene.

Ich will dir sagen was sie sind: Unerfahren in den Lehren der Weisheit, von aller Hülfe entblößt, ohne Gesellschaft, bloß ihren Trieben überlassen.

Urania.

Du hast Lust, zu spotten. Ich könnte so boshaft seyn, und den Beweis von dir fodern.

Melpomene.

Und ich will so gefällig seyn, ihn zu geben. Ich behaupte, daß die Menschen noch itzt unerfahren in den Lehren der Weisheit sind. Was Weisheit sey, darf ich dir, als der Lehrerin derselben, nicht erst erklären. Aber ich fürchte, daß du mit aller deiner Vernunft den Menschen noch nie die wahre Weisheit beygebracht hast. Diese ist gemeiniglich nichts anders, als selbst die größte Leidenschaft, oder doch wenigstens die Kunst, durch die Leidenschaft glücklich zu seyn. Nun urtheile selbst, wie wenige diese Kunst verstehen. Einige sind gar so gewaltige Feinde derselben, daß sie durchaus alle Spuren ausgetilgt wissen wollen. Sie schreyen mit Gewalt wider dieselbe, und dünken sich erst alsdann weise, wenn sie an allen Leidenschaften, oder welches einerley ist, an der

Weisheit selbst einen Mord begangen haben. Andre, die vielleicht nichts als ihren eigenen Vortheil in der Weisheit suchen, geben sich alle Mühe, die übrige Hälfte von Menschen gänzlich davon abzuhalten. Sie verbieten ihnen mit frommen Gebärden: nicht nach dem zu trachten, was ausser ihnen ist, und sie machen es wie es die Scythen mit ihren Sclaven machten: Sie stachen ihnen die Augen aus, damit sie mit minderer Zerstreuung die Mühle drehen konnten.

Urania.

Vielleicht sind die Menschen auch itzt noch von Hülfe entblößt?

Melpomene.

Bloß durch die Vernunft! Itzt, da sie durch dich aus dem Stande der Gleichheit in einen hülfsbedürftigen Stand gesetzt sind, itzt muß die Hälfte von ihnen erfahren, daß die andere Hälfte alle ihre Vernunft anwendet, bloß ihr eigenes Glück zu befördern. Ist es nicht schändlich, daß es nach dieser Vernunft erlaubt seyn soll, sein Glück auf den Untergang der Nebengeschöpfe zu bauen?

Urania.

Erlaubt?

Mel=

Melpomene.

Falle mir nicht in die Rede. Ich weiß schon, was du mir etwa von dem unrechtmäßigen Gebrauch der Vernunft einwenden mögtest. Aber die Erfahrung überzeugt tausendmal mehr. Gründen sich nicht alle Regiments-Verfassungen, die die Menschen unter sich eingeführt haben, stillschweigend auf diesen Grundsatz? Es ist mehr als zu bekannt, mit wie vieler Vernunft die Eroberer verfahren, die Hälfte des menschlichen Geschlechts hülflos zu machen, zu deren Erhaltung sie doch alles anwenden sollten. Daß durch die Vernunft die Menschen eigennützig, hochmüthig und ungesellig geworden, braucht keines Beweises. Ja sie sind durch dieselbe oft so sehr ungesellig, daß es läßt, als wenn sie noch ganz ohne Gesellschaft lebten.

Urania.

Aber zu gleicher Zeit sind sie doch ganz ihren Trieben überlassen, nicht wahr?

Melpomene.

Das ist noch das einzige Gute, was man den armen Bewohnern der Erde gelassen hat; aber auch dies will ihnen die traurige Vernunft rauben.

Urania.

Sie will es ihnen nur schmackhafter machen. Was würden die Menschen seyn, wenn sie nicht bloß von der Vernunft regiert würden?

Melpomene.

Glücklicher würden sie seyn; und zu ihrem Glücke werden sie auch wirklich und weit leichter durch die Leidenschaften regiert, weil diese ihrer Bestimmung viel gemäßer sind.

Urania.

Du würdest, wenn es bey dir stünde, eine ganz neue Sittenlehre einführen. Du würdest vielleicht dem Vergnügen der Menschen schmeicheln, aber du würdest ihnen nichts destoweniger ein Gift vorsetzen, daß doch endlich durch ein Gegengift, durch die Vernunft müßte gehoben werden.

Melpomene.

Ich glaube nicht, daß du mit aller deiner Kunst die Schädlichkeit der Leidenschaften behaupten wirst: Nimm einmal der Welt die Liebe, die Hoffnung, und alle die Tugenden, die man Leidenschaften nennt; und du wirst ihr ihre Bewegung nehmen. Was dem Schiffe die Winde, das sind der Seele die Leidenschaften. Ohne sie würde der ehrliche

Mann

Mann keine Neigung zur Tugend überhaubt fühlen; Menschenliebe, Gerechtigkeit, alle Pflichten, mit denen die Vernunft so gewaltig prahlt, die sie aber lediglich den Leidenschaften zu verdanken hat, würden unbekannte Namen seyn. Ein trauriges Leer, eine ewige Stille würde in der Seele herrschen, und die Menschen würden bey aller Vernunft vor langer Weile gähnen.

Urania.

Das heißt, mit einem Worte sagen: daß die Leidenschaften und nicht die Vernunft die Menschen regieren.

Melpomene.

Und was noch mehr: Es sind keine Mittel sichrer und gewisser die Menschen tugendhaft zu machen, als ihre eigene Leidenschaften. Was tausend Vernunft-Schlüsse nicht ausrichten können, das kann eine einzige Anspornnung zur Ehre, ein einziges, nur ein flüchtiges Gefühl der Niederträchtigkeit und Schande. Helden, Dichter, ehrliche Männer, alles wirst du der Welt rauben, wenn du sie nicht durch die Leidenschaften regieren willst.

Urania.

Es ist wahr, die Leidenschaften sind die Triebfedern der Seele, sie sind der Züge

der Handlungen; aber ist es nicht gut, daß man der Vernunft diesen Zügel in die Hand giebt.

Melpomene.

Ja, das mögte immer geschehen; wenn nur ihre Hand diesen Zügel nicht so entsetzlich stark an sich ziehen wollte.

* * * * * * * * * *

Ueber den Reichthum.

Sechszehendes Gespräch.

Plutus. Mercur.

Mercur.

Komm, Alter! gieb mir deine Hand, und folge mir.

Plutus.

Das Geräusch deiner Flügel, und das Klappern deines Stabes sagt mir, daß du Mercur bist. Was verlangst du, und wohin soll ich dir folgen?

Mercur.

Ja, mein lieber blinder Gott! ich bin Mercur, und ich komme auf Befehl des Jupi-

Jupiters, dich auf den Berg Hymetus zu führen.

Plutus.

Wozu eine so weite Reise?

Mercur.

Einen Elenden wieder glücklich zu machen, der aus Narrheit ein Bettler geworden ist, und aus eben dieser Ursache dem Jupiter geflucht hat.

Plutus.

Es verlohnt sich wohl der Mühe, daß sich Jupiter um die Thorheiten bekümmert, die auf der Welt im Schwange gehen. Mein guter Mercur! wenn ich alle die Narren glücklich machen sollte, die sich wider die Götter entrüsten, so bald ihr widriges Schicksal, daran sie gemeiniglich selbst Schuld sind, sie in die Classe der Elenden versetzt, so würde mich Jupiter bald eben so arm machen, als diese Nichtswürdige. Aber wer ist denn dieser Elende?

Mercur.

Timon.

Plutus.

An einen unwürdigern Thoren hätte Jupiter seine Gnade nicht verschwenden können. Ein Mensch, der von allen seinen Schätzen keinen weitern Vortheil hatte,

als

als daß er eine Menge Schmeichler fett machte, die ihn so lange erhoben, als sie bezahlt wurden, und die ihn spottend verliessen, nachdem sie ihn ausgesogen. Ein Mensch, der, so bald sein Reichthum geschmolzen, die Schuld auf die Götter schob, und in den entsetzlichsten Vorwürfen gegen den Jupiter ausbrach, weil er seine gewesenen Tischfreunde nicht so wie die Riesen mit seinem fünfzackigten Donner zerschmetterte, ja — der verdient endlich wol, daß Jupiter eine außerordentliche Gesandtschaft an ihn schickt.

Mercur.

Er mag es nun verdienen oder nicht; — so komm. Das ist das erstemal, daß ich dich über diejenigen vernünfteln höre, an denen du deine Schätze verschwendest.

Plutus.

Es ist wahr, meine Blindheit gestattet mir fast niemals die Untersuchung, ob derjenige, dem ein Theil meines Reichthums zu Theil wird, auch einen rechtmäßigen Gebrauch davon zu machen wisse. Aber bey einem so berüchtigten Narren als Timon, braucht es so viel Untersuchung nicht. Doch, dem sey wie ihm wolle; Jupiter ist es zufrieden, und also komm!

Mercur.

Wie, du hinkst ja! Es ist schon schlimm genug, daß du blind bist. Aber noch dazu gelähmt zu seyn! das ist für einen so reichen Gott eine elende Zierde!

Plutus.

Zierde oder nicht! — Mit allen meinen Gebrechen habe ich doch unter den Menschen mehr Anbeter als Jupiter.

Mercur.

Das kömmt daher, weil du deine Anbeter in dem Augenblick, da du sie erhörest, eben so blind machen zu weist, als du selbst bist.

Plutus.

Nicht ich, ihre Leidenschaften sind an dieser Blindheit Schuld.

Mercur.

Der Glanz, der von deinen Reichthümern strahlt, blendet ihre Augen, daß sie deine Häßlichkeit nicht sehen können.

Plutus.

Einer von meinen Geniis, entweder der Stolz oder die Thorheit, die Verschwendung oder Geiz, und wie das unzählige Gefolge meiner Begleiter nur immer heissen mag, masset sich in dem Augenblick die völlige Herrschaft desjenigen an, über den ein Theil meines Füllhorns ausgegossen wird. Das erste Geschäfte, das er mit dem Menschen alsdann vornimmt, ist, daß er ihn eben so blind macht, als ich selbst bin. Und nunmehro hat weder Jupiter, noch sonst einer von euch andern Göttern mehr Gewalt über ihn. Mein Genius, es sey nun der Stolz, oder einer von den andern, schmelzt seine ganze Denkungsart um, und bringt seine Leidenschaften, wenigstens diejenige, die sich für den Genius am besten schickt, der von nun an die Herrschaft über ihn ausübt, in volles Feuer, und in alle Handlungen seines Lebens, selbst in den Dienst, den er den Göttern leistet, wird diese Leidenschaft einen Einschluß haben.

Mercur.

In Wahrheit, du bist ein wohlthätiger uud zugleich ein sehr gefährlicher Gott.

Aber

Aber, sage mir, wie du es machst, wenn du diesem oder jenem eine Gnade ertheilen wilst. Wie kannst du den Weg zu ihm finden, da du blind bist? Oder nimmst du vielleicht einen von deinen Geniis zum Wegweiser? Vielleicht den ersten den besten?

Plutus.

Keinesweges. Ich lasse mich durchaus nicht führen. Freilich verirre ich mich öfters. Ich schütte manchesmal mein Füllhorn da aus, wo ich es gewiß nicht würde gethan haben, wenn ich Augen gehabt hätte. Wenn ich mir einmal einfallen lasse, eine Reise durch die Welt zu thun; so schmiegt sich eine ungeheure Menge zu meinen Füßen. Einige mit Ungestüm, andre mit den niederträchtigsten schmeichelhaftesten und übertriebensten Bitten. Zuweilen mache ich mir durch eine ausgeworfene Kleinigkeit Platz. Allein, diese Ruhe dauert nicht lange. Der Ungestüm und die Schmeicheleien werden dadurch nur mehr verdoppelt; und, aus dem Gedränge zu kommen, schütte ich mein Füllhorn vor dem ersten dem besten aus, und nehme alsdann

eiligst die Flucht. Denn du mußt wissen, daß ich nicht hinke, wenn ich auf der Rückreise bin.

Mercur.

Auf die Art bekümmerst du dich wenig darum, ob du an den ehrlichen Mann oder an den Bösewicht deine Schätze austheilst.

Plutus.

Wie kannst du verlangen, daß ein blinder Gott eine so rare Sache, einen ehrlichen Mann, finden soll!

Mercur.

Die Spitzbuben stehen also bey dir eben so gut, als bey mir.

Plutus.

Mit dem Unterschied, daß ich ihnen wider meinen Willen günstig bin, da du ihnen im Gegentheil die Mittel beybringst wodurch sie es recht hoch in ihrer Kunst treiben können. Der Reichthum ist ein blosser Zufall. Meine Blindheit verhindert mich, auf den Unterschied zu sehen, an wem ich

ihn austheile. Da die Zahl der Tugendhaften so entsetzlich klein ist, so ist es freylich natürlich, daß Thoren oder Spitzbuben mehr Staat auf ihn machen können, als die kleine Gesellschaft der ehrlichen Leute, die gewiß nicht mit Ungestüm, noch minder mit niederträchtigem u. übertriebenen schmeichelhaften Betteln sich an mir ankletten werden. Inzwischen geschicht es doch zuweilen, daß mir Jupiter einen Tugendhaften zuführt; allein nicht ich, Jupiter bekömmt den ganzen Dank, und keiner von meinen Geniis, er mag schmeicheln wie er will, kann seine Herrschaft alsdann ausüben.

Mercur.

Vielleicht, daß Timon künftig unter dieser Zahl gehören wird.

Plutus.

Er? — So viel wird wenigstens geschehen: Statt desjenigen Genii, der ihn ehemals zur Verschwendung beherrscht hat, wird er nunmehro einem andern Gehör geben, und zwar demjenigen, der ihn zum Geiz verleiten wird. Seine Freunde, oder besser, seine

Schmeichler werden die ganze Wirkung seiner Veränderung erfahren. Er wird ihre glatten Worte nicht mehr mit köstlichen Mahlzeiten, sondern mit derben Prügeln bezahlen.

Mercur.

Mögten doch alle diejenigen, die ihren Reichthum nicht zu gebrauchen wissen, das Schicksal des Timons erfahren! aber mögten auch alle diejenigen, die ihren Weyrauch für Gold verkaufen, und so lange schmeicheln, als sie gefüttert werden, einen Timon antreffen, der die Lobrede seiner Freunde mit eben der Münze bezahlte, als unser Timon bald auf dem Berge Hymetus unter seine Schmarotzer austheilen wird!

Plutus.

Laß uns denn eilen, einen Elenden wieder reich zu machen, der doch niemals durch den Reichthum glücklich seyn kann, sondern dessen Unzufriedenheit nur, der Art nach, wird geändert werden.

Mercur.

Ja, komm! Bey deiner Ankunft werden die Freunde des Timons Schaarenweiß angezogen kommen, als die Kraniche, wenn der warme Frühling vom Olymp wieder auf die Erde kömmt.

* * * * * * * * *

Warum es der menschlichen Gesellschaft zuträglich sey, wann man ihr nicht alle Laster nimmt?

Siebenzehntes Gespräch.

Jupiter. Mercur.

Jupiter.

Hast du deine Gesandtschaft ausgerichtet, Mercur! und was bringst du mir für Nachricht?

Mercur.

So wie du sie immer von den Menschen vermuthen konntest? Man macht sich ein Gewerbe daraus, die offenbahrsten Ungerechtigkeiten zu begehen, und ich würde meine Rechnung sattsam dabey gefunden haben, wenn ich den Degen eben so gut zu regieren wüßte, als meinen goldenen Stab. Millionen Menschen sind schon erwürgt, weil die Heerführer der Partheyen um allerhand Kleinigkeiten nicht einen Daumen breit Landes wollen fahren lassen. Kurz, das ganze menschliche Geschlecht ist wider einander in Aufruhr.

Jupiter.

Meine verzögerte Rache soll endlich losbrechen, und meine schleudernde Blitze sollen gewiß die Häupter dieser Undankbaren am ersten treffen. — Geschwinde, Mercur! und sage den Göttern die Versammlung an. — Vergiß nicht, die gute Astraea mit einzuladen.

Mercur.

Und was wirst du denn in dieser traurigen Gesellschaft beschliessen?

Jupiter.

Den Untergang!

Mercur.

Den Untergang der Menschen? — Und das bloß aus der Ursache, weil sie selbst schleunig genug an ihrem Untergang arbeiten? — Das hiesse ja aus einem kleinen Unglück noch ein grössers bereiten.

Jupiter.

Ich will beßre Menschen auf den Erdboden setzen, neue Geschöpfe, vor deren Ungerechtigkeiten Astraea nicht wird nöthig haben zum zweytenmal die Erde zu verlassen.

Mercur.

Und du glaubst wirklich, daß solche Geschöpfe möglich seyn können?

Jupiter.

Warum nicht?

Mercur.

Kaum in deinem Olymp! schwerlich aber auf dem Planeten der Erde. Laß den Men-

schen immer ihre Schwachheiten, ja, laß ihnen sogar ihre gegenwärtigen Laster. Der Olymp und die Erde sind ihrer nun schon gewohnt, und die Verwirrung, die dadurch entsteht, trägt doch am Ende zur Vollkommenheit im Ganzen vieles bey. Deine neuen Menschen könnten sehr leicht ganz neue, ich will nicht sagen gefährlichere Laster mitbringen, und diese Laster würden mir so viel Gesandtschaften, und dir so viel Kopfbrechen verursachen, daß dein Gehirn gewiß in Gefahr kommen würde, zum zweytenmal die Wehen zu bekommen, und eine neue Pallas zu gebähren, die mit ihrer fürchterlichen Lanze die neuen Ungeheuer, dennoch vergebens, in Respect halten würde.

Jupiter.

Sage mir Mercur! wenn ich die Erde von allen Ungerechtigkeiten, von allem Geiz und allen den Lastern befreyen werde, die itzt im Schwange gehen, was wird alsdann noch wol für ein großes Unglück zu befürchten seyn? Freylich, du', Mercur! würdest deine Rechnung nicht dabey finden.

Mercur.

Man stiftet vielmehr ein neues und oft ein noch gefährlicheres Laster, wenn man das alte ausrotten will. Es geht mit den Lastern wie mit den Moden. Man schafft die eine ab, setzt aber eine noch kostbarere an deren Stelle. Deine gegenwärtige Menschen, Jupiter, sind z. E. wollüstig. Dieses Laster ist freylich von sehr schädlichen Folgen. Allein sie würden gewiß auf andre Thorheiten verfallen, wenn du ihnen diese Triebe rauben wolltest.

Jupiter.

Du behauptest zuletzt wol gar, daß die Laster der menschlichen Gesellschaft zuträglich sind.

Mercur.

Eins vor dem andern; doch mit der Einschrenckung, weñ man dadurch ein größeres verhüten, oder, wie leicht möglich ist, wenn man durch dasselbe auch nur einen entfernten Nutzen stiften kann.

Jupiter.

Den Nutzen mögte ich lernen, der jemals durch ein Laster wäre gewirkt worden.

Mercur.

Ohne itzt zu bedenken, daß mich so gar die Spitzbuben als ihren Patron verehren, will ich meine Würde auf einen Augenblick verleugnen, und dir zugestehen, daß der Diebstahl ein Laster sey.

Jupiter.

Zugestehen? — Es würde unmöglich seyn, ihn in eine Tugend zu verwandeln.

Mercur.

Sollten die Lacedemonier, diese Gesetzgeber von ganz Griechenland, den Diebstahl wol für erlaubt gehalten haben, wenn sie nicht zugleich auf den Nutzen gesehen hätten, der für sie daraus entstünde. Die jungen Lacedemonier würden nicht so listig, so aufmerksam und verschlagen wider ihre Feinde geworden seyn, wenn Lycurg dieses Laster nicht dazu gebraucht hätte. Er hätte es eben so leicht durch seine Gesetze verbie-

bieten können, als ein jedes andre; allein, vielleicht würden die Lacedemonier an dessen Stelle ein ganz neues gesetzt haben, das im Grunde von schädlichern Folgen, und nicht von dem geringsten Nutzen für eine so streitbare Nation gewesen wäre, als die lacedemonische war. Die Schamlosigkeit steht ebenfalls unter der Rolle der Laster. Aber auch diese gestattete Lycurg. Er verbannte aus Sparta eine gewisse Art von Schamhaftigkeit, und gebot sogar, daß die jungen Mädchen im Angesicht des ganzen Volkes nackend mit den jungen Lacedemoniern ringen mußten. Zweyerley stiftete Licurg durch diese Einwilligung. Er bewahrte seine Nation für ein anderes und vielleicht gefährlicher Laster, das gemeiniglich unter einem Volke im Schwange geht, wo man der Schamhaftigkeit allzuenge Schranken setzt. Er stiftete überdem durch dasselbe keinen geringen Nutzen. Er gewöhnte die jungen Mütter der Lacedemonier zu einer gewissen Härte, und machte, daß dem Staat lauter starke Kinder gebohren wurden.

Jupiter.

Auf die Art müßten die Laster der Gesellschaft eben so zuträglich seyn, als die Tugenden; und die Gesetzgeber wären nach deinem Ausspruch vielleicht gar verbunden, ihre Mitbürger zu beyden zu ermuntern. Ich sehe die Unordnung völlig ein, mein guter Mercur, die eine solche Verfassung nothwendig wirken muß. Wenn ich den Erdboden erst mit neuen Einwohnern werde bepflanzt haben, so will ich die weise Astraea wieder auf die Erde senden.—

Mercur.

Die vielleicht eben so geschwinde wieder in den Olymp zurück kehren wird, als ehemals.

Jupiter.

Durch ihre Lehren sollen alle einwohner des Erdbodens rechtschaffen zu handeln gewöhnt werden,

Mercur.

Zweyerley ist bey dieser neuen Gesandtschaft möglich. Entweder, wie ich schon ge-

sagt habe, meine gute Schwester, die Astrea wird ihre Zurückreise nach dem Olymp schleunig wieder antreten (denn Menschen ohne Schwachheiten oder Laster wirst du nimmermehr möglich machen. Wenn du auch mit deiner Juno neue Geschöpfe zeugen wolltest, so würden sie doch alle das Laster ihrer Mutter, den Stolz, an sich haben.) Wie gesagt: Astrea muß entweder wieder zurück, oder sie wird, wenn sie durchaus unter den Menschen bleiben soll, eben so ungerecht und lasterhaft werden, als diese; denn, wenn man gezwungen ist, mit den Spitzbuben zu leben, so wird man sehr leicht verführt, selbst ein Spitzbube zu seyn.

Jupiter.

Du glaubst also, daß das Geschäfte der Astrea eben die schlechte Wirkung haben mögte, die es schon in den glücklichen Zeiten gehabt hat, die man doch, ihrer Vortreflichkeit wegen, die goldnen nannte.

Mercur.

Vielleicht gar noch schlechtere. Ja, wenn du alle Laster von dem Erdboden ver-

ban-

bannen könntest! Allein, was würden die Menschen alsdann bleiben? — Da man nicht alle Laster ausrotten kann; so bleibt nichts übrig, als daß man eins durch das andre verbessere, und den Menschen dasjenige Laster zugestehe, was der Gesellschaft am wenigsten nachtheilig ist.

Schreiben
eines Freundes
an den Verfasser.

Mein Freund!

Sie wohnen an einem Orte, wo Sie sehr selten, oder doch sehr späte, Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit erhalten. In der That, man sollte kaum vermuthen, daß in einer Stadt, die zugleich eine Residenz ist, nicht einmal ein öffentlicher Buchladen anzutreffen sey. Ein Beweis, daß die Cultur der Wissenschaften nicht das Werk Ihrer Mitbürger ist. Ich sende Ihnen daher verschiedene Recensionen über Ihre Götter- und Heldengespräche. Zu dem Beyfall, womit Sie in einigen sind beehret worden, gratulire ich Ihnen; und wegen der Einwürfe, die vornehmlich zwo Journale gemacht haben, wünschte ich, Ihre Vertheidigung zu hören. Ich wenigstens muß Ihnen geste-

hen, daß ich mit Ihren Kunstrichtern nicht allerdings einerley Meynung hege. Sagen Sie mir doch: Halten Sie nicht dafür, daß der Herr Verfasser der freymüthigen Briefe den Satz Ihres ersten Gesprächs nicht so müsse verstanden haben, als ich ihn einsehe, und Sie, mein Herr! selbigen vielleicht wollen verstanden wissen. Nur eine Art von Achtung? Frägt er. Nichts mehr ist man den Unglücklichen schuldig? — Eine Art der Achtung würde ich ihm antworten; nicht der Zahl, sondern der Beschaffenheit nach. Kurz, ein gewisses Betragen, das der Achtung gleich kömt. Ich erinnre mich eben an die vortrefliche Rede des Herrn de Moution de Montmirel, die in der Sammlung der moralischen Reden steht, welche nach dem Urtheil der königlichen französischen Akademie den jährlichen Preis der Beredsamkeit erhalten haben. Verweisen Sie ihn darauf; und ich wette, er wird seine Frage widerrufen. Wenn sich Apoll in diesem Ihren ersten Gespräche gleich anfänglich über das wenige Mitleid beklagt, das Jupiter den Unglücklichen angedeyen läst; gesteht er dadurch nicht stillschweigend, daß man den Unglück-

lichen eine Art gewisser Achtung schuldig sey? Denn diese Achtung schließt das Mitleid in sich: und wie kann man Ihnen alsdann vorwerfen, daß der Anfang Ihres Gesprächs Verschiedenes enthalte, welches nicht mit zur Materie gehöre. Der Verfasser der freymüthigen Briefe ist ein sehr eifriger Vertheidiger des Jupiters in Absicht auf die unglückliche Liebe der Semele. Allein, Jupiter und sein Advocat mögen es mir nicht übel nehmen; Zevs konnte es vorher wissen, wie unglücklich seine Buhlerin durch ihre unbesonnene Bitte werden konnte. Er hätte sie also der Rache der Juno nicht aufopfern, das heißt: er hätte mehr Achtung für Semelen haben sollen. In dem fünften Gespräch findet Ihr Herr Kunstrichter diese Lehre: **Es ist besser durch Satyren auf die Laster sein zeitliches Glück in Gefahr zu setzen, als ein Heuchler zu seyn.** Ich finde sie freylich auch, aber bloß als eine Falge Ihres Satzes. Wenn man in einer Satyre den Heuchlern die Larve wegreißt, so setzt man freylich sein zeitliches Glück gemeiniglich mit aufs Spiel; und eben deswegen ist eine Satyre auf die Heuchler auch gefährlich. Gestehen Sie

mir: Soll das siebente und achte Gespräch nicht bloß ein paradoxes Spiel seyn? Wollten Sie nicht lediglich dadurch zeigen, wie man einer Sache einen Anstrich nach seinem Gefallen geben könne? Wenn das ist: so halte ich die Mühe der gemachten Einwürfe des Herrn D. in den Briefen, die neueste Litteratur betreffend *, vor überflüßig. Inzwischen getraute ich mir doch, beyde Sätze, so paradox sie immer sind, aus der Geschichte zu beweisen. Von dem Satz: Daß die Sitten den Künsten schaden, war Rom ein betrübtes Beyspiel. Da derjenige Theil des römischen Volks, welches man Plebs nannte, durch den Verfall der Regierung auch in seinen Sitten eine ziemliche Abnahme gelitten hatte; so kamen Künste und Wissenschaften sehr bey ihnen herunter. Nur die Sclaven gaben sich noch damit ab. Von dem umgekehrten Satz giebt Griechenland und so viele andre Län=

* Ich verehre die genaue und scharfsichtige Beurtheilung der Herren Vefasser dieser Briefe selbst in dem was die Wortfügung und Richtigkeit der deutschen Sprache betrifft, vorzüglich; allein, wie kömmt es denn, daß sie selbst in dem Titel ihrer Schrift wider diese Richtigkeit anstoßen?

länder einen deutlichen Beweis. Was vor Sitten schaden den Künsten? frägt Ihr Herr Kunstrichter. Mich deucht, der Inhalt Ihres achten Gesprächs legt es vor Augen, daß es diejenigen Sitten sind, die ihren Ursprung entweder aus dem Mangel der Empfindung, oder aus der Uebermasse derselben haben. Ihren guten Apoll hat man auch ein wenig chikanirt. Herr D. ruf ihm zu: Wie, mein guter Apoll! von der verzärtelten Weichlichkeit, die sich von Sitten auf die Künste ausbreitet, weißt du kein beßres Exempel, als die liederlichen Verse, die zu Rom von den größten Genies verfertigt worden sind? Sollte Ihr Apoll wirklich keine Ursache mehr gewußt haben? Ich denke nur immer, er hielt es für überflüßig, ausser diesem Exempel, das sich für den Gott der Verse am besten schickte, die andern alle beyzubringen. Ich müßte mich sehr irren, wenn nicht Ihr Apoll, und Sie mit ihm sich damals auf den Ausspruch besonnen hätten:

Le secret d'ennuyer est celui de tout dire.

Noch eins. Halten Sie nicht dafür, daß Ihre Geschichte eines Tugendhaften die

in Ihren Satyrischen Versuchen eingerückt ist, hätte müssen auf einen besser Grund gebauet werden. Herr D. hat ganz recht geurtheilet. Lycander war einfältig, ja er war gar strafenswerth, daß er aus der Casse des Fürsten seinem Freunde dienen wollte. Sie hätten billig einen bessern Grund seines Unglücks erdichten sollen; und mich deucht es hätte Ihnen sehr leicht werden müssen. Allein, wenn die Schreibart dieser Geschichte nicht die Sprache der Ironie seyn soll, so kenne ich gar keine. Ich wünsche, Ihre Gedanken hierüber zu hören, und bin 2c.

---

* * * * * * * * * *

Antwort.

Mein Freund!

Ich habe die mir übersandte Beurtheilungen gelesen, und bin meinen Kunstrichtern für die Aufmerksamkeit recht sehr verbunden, die sie meinen Gesprächen gegönnet haben. Bey dem Beyfall der erstern bin ich nicht gleichgültig geblieben, und der Tadel der andern hat mich nicht aufgebracht. Habe ich das Lob verdienet, welches man mir ertheilet, so wird es meiner Seite eine desto größere Vorsicht erfodern, diesen Beyfall nicht wieder zu verlieren. Ist der Tadel gegründet, mit dem man mich beurtheilet, so wird er mir zum Wegweiser aufs künftige dienen. Gesetzt auch, daß man uns nicht immer

den rechten Weg leiten, und sich selbst bey dieser Führung irren sollte; so gewinnen wir doch so viel, daß wir aufmerksamer werden. Ueberhaupt, mein Freund! halte ich nicht dafür, daß man eine Critik, selbst die ungezogenste beantworten müsse. Habe ich das Recht gehabt zu schreiben; so haben meine Leser das Recht, mich zu beurtheilen. So lange man meinen moralischen Charakter nicht angreift, bin ich nicht befugt, mich zu vertheidigen. Der Autor und sein Kunstrichter sind beyde Menschen. Beyde können irren. Allein, das wahre Publicum ist scharfsichtiger und unpartheyischer, als sie beyde. Ist eine Schrift gut; so wird ihrem Werth dadurch nichts entzogen, wenn auch zehn Kunstrichter über sie spotten sollten. Man liest den Spott, vergnügt sich einige Augenblicke daran, und urtheilet dennoch nach seiner Empfindung. Ueberdem lassen Sie

sichs von mir gesagt seyn, daß kein Mensch ein größrer Verehrer der Critik seyn kann, als ich. Sollte sie gleich nicht allemal ihre Pflicht so verrichten, als es billig seyn müßte; so ist ihr Dienst in Absicht auf die Schriftsteller und die Leser doch überaus groß. Jene, die Schriftsteller, wenn sie nur einigermassen Hochachtung für das Publicum haben, werden behutsamer, und mistrauischer gegen ihre Versuche, um den Beyfall, fast die einzige Belohnung eines deutschen Schriftstellers, gewiß zu erhalten. Die Leser lernen durch sie die Mittel, wie sie eine Schrift prüfen; den schwankenden Geschmack, der noch zu sehr das Antheil unsrer Landesleute ist, bevestigen; und die Regeln des Schönen aus der reinen Quelle der Empfindungen herleiten sollen. Sind diese Vortheile nicht wichtig genug, die Critik hochzuschätzen? Statt einer Vertheidigung

gegen

Bayerische Staatsbibliothek München

gegen die Einwürfe meiner Aristarchen übersende ich Ihnen die zwote Auflage meiner Gespräche, die noch mit fünf neuen Gesprächen vermehrt ist. Ich habe kein Recht, von selbigen weitläuftig zu reden. Sie sind eine Waare, die mein Verleger feil bietet. Das Publicum hat seine freye Wahl zu kaufen und zu lesen; und mit dieser Wahl das Recht, darüber zu urtheilen. Sind unter diesem Publico einige, die nicht ganz mit meiner Schrift zufrieden sind; so bedenken Sie, daß dies das Schicksal aller Modewaaren ist, an denen der Geschmack des einen das lobt, was der andre daran tadelt. Leben Sie wohl!

Anzeige

der vorzüglichsten Druckfehler.

S. 41 Z. 9 statt Irion l. Ixion
— 47 : 23 — nicht : nichts.
— 51 : 3 — der : die
— 52 : 12 — Styres : Styxes.
— 60 : 1 ist die Ueberschrift vergessen: Der Bischof.
— 62 : 16 — alle : aller
— 63 : 14 — auch : euch.
— 75 : 22 — denn : denen
— 82 : 26 — war : zwar
— 114 : 24 — trämen : träumen.
— 118 : 13 — Fesseln : Fessel
— 126 bis 134 — Facus : Eacus.
— 127 : 10 zwischen dir und meinem muß mit stehen.
— 132 Z. 2 statt Geist l. Geiz.
— 136 : 23 -- vorgegangene : vergangene
— 139 : 22 — Drieben : Trieben
— 141 : 6 — Leer : Leere
— — : 28 — Züge : Zügel
— 144 : 18 - yerschwendest : verschwendest
— 145 : 12 — machen zu weiß : zu machen weiß.
— 146 : 23 — Einschluß : Einfluß.
— 164 : 16 — Moution : Mondion

Anzeige
der vorzüglichsten Druckfehler.

S. 41 Z. 9 statt Irion l. Yrion
— 47 : 23 — nicht : nichts.
— 51 : 3 — der : die
— 52 : 12 — Emmes : Cerykes.
— 60 : 1 ist die Ueberschrift vergessen: Der Bischof.
— 62 : 16 — alle : aller
— 63 : 14 — auch : euch.
— 75 : 22 — denn : derer
— 82 : 26 — war : zwar
— 114 : 24 — träumen : erdämmern.
— 118 : 13 — Zeichen : Fessel.
— 126 bis 134 — Jacus : Bacis.
— 127 : 10 zwischen Dir und ihr einem muß mit stehen.
— 132 Z. 2 statt Geist l. Geis.
— 136 : 23 — vorhergegangene : vorgegangene
— 139 : 22 — Gnelfen : Guelfen
— 141 : 6 — Leer : Leere
— — : 28 — Züge : Zügel
— 144 : 18 — verschwendest : verschwendest
— 145 : 12 — machen gewiß : zu machen weiß.
— 146 : 23 — Einfluß : Ausfluß.
— 164 : 16 — Pensionen : Missionen

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Löwen, Johann Friedrich,

Götter- und Heldengespräche

Hamburg 1765

P.o.germ. 870 e
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10114070-6
VD18 12768618